Band 881 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Kind der Mumie

Band 881 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Das Kind der Mumie

John Sinclair Nr. 881

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 23.05.1995

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Das Kind der Mumie

Daß sich der Tod in ihrer unmittelbaren Nähe befand, ahnten weder Shao noch Suko. Auch die anderen Kunden des Supermarkts, die damit beschäftigt waren, in die Regale und auf die Tische zu schauen oder ihre Wagen vor sich herzuschieben, wußten von nichts.

Der Betrieb lief völlig normal.

In den Stunden des späten Nachmittags füllten sich die beiden miteinander verbundenen Hallen wieder. Viele Berufstätige nutzten die Gelegenheit, ihre Einkäufe nach Feierabend zu tätigen.

Shao stoppte plötzlich, und der gedankenverloren hinter ihr hergehende Suko konnte so schnell nicht mehr reagieren. Er lief gegen sie, wodurch Shaos Wagen ein Regal rammte. Apfelsinen polterten zu Boden…

»Mist«, sagte Suko, als er sich bückte und die Apfelsinen aufhob.

»Nicht meine Schuld«, meldete sich Shao. »Du hättest eben nicht träumen sollen.«

»Habe ich aber.«

»Ach.« Shao drehte den Kopf und schaute aus der Höhe auf Suko nieder. »Von wem denn?«

»Von dir natürlich.«

Sie lachte hell auf. So laut, daß einige Leute verwundert zu ihr hinschauten. Rasch preßte sie ihre Hand auf die Lippen.

»Das kannst du mir glauben.«

»Abwarten.«

Suko sammelte weiterhin Apfelsinen auf. Einige waren zur Seite gerollt, und während des Sammelns schaute Suko gegen zahlreiche Beine und Füße der Kunden, die ihn umstanden oder nur langsam weitergingen.

Das störte Suko wenig. Er ging weiterhin der Arbeit nach und runzelte plötzlich die Stirn, weil ihm zwei Beine besonders aufgefallen waren.

Sie schauten unter dem Saum eines Kleides hervor und hätten eigentlich einer weiblichen Person gehören müssen, nur paßten die klobigen Turnschuhe nicht dazu. Sie wiesen eher auf einen Jungen hin.

Suko stoppte seine Sammelei. Er konnte den Grund selbst nicht nennen, möglicherweise lag es an den Beinen, und es dauerte einige Sekunden, bis er den Kopf anhob, so daß die gesamte Gestalt in sein Blickfeld geriet.

Eine Kutte aus Sackleinen bedeckte die schmale Gestalt. Hellrote und goldfarbene Streifen verliehen dem Stoff eine besondere Note. Der dunkle Stoff der Hosenbeine war neutral, und als Suko noch höher schaute und zum erstenmal das schmale Gesicht sah, da fiel ihm die dunklere Haut auf, die weichen Lippen und besonders die Augen. Waren es goldfarbene Pupillen?

Er wußte es nicht genau, es hätte durchaus so sein können. Er wollte auch nicht zu lange in das Gesicht starren, es wäre aufgefallen. Plötzlich drehte sich der seltsame Junge um und verschwand hinter einem Regal.

»He, was ist mit dir?« hörte Suko die Stimme seiner Partnerin. »Bist du da unten eingeschlafen?«

»Nein, nein, ich komme schon hoch.« Etwas verwirrt stand Suko auf, den Arm voller Apfelsinen. Er legte sie wieder zurück. Die Zuschauer hatten jetzt das Interesse an ihm verloren, nur Shao beobachtete ihn mißtrauisch. Erst als Suko sich wieder umdrehte, sprach sie ihn an, wobei sie ihm in die Augen schaute. »He, was ist denn mit dir los?«

»Mit mir?« Er tat unschuldig.

»Mit wem sonst?«
Suko hob die Schultern. »Ich habe die Apfelsinen aufgesammelt, das ist alles.«
Shao nickte. »Ja, das ist alles, ich habe es gesehen, du hast nicht gelogen. Aber bei dieser für dich ungewöhnlichen Arbeit bist du plötzlich zu einer Statue erstarrt, so daß es auffiel. Es kam mir vor, als hättest du etwas gesehen, etwas Ungeheures, das selbst dir, der du einiges gewohnt bist, einen Schock versetzt hat.«
Suko schwieg, was Shao wiederum nicht gefiel. »Jetzt sag nur nicht, daß ich mich geirrt habe.«
»Nein, nein«, gab der Inspektor zu, »du hast schon recht.«
»Und was ist es gewesen? Darf ich es wissen? Willst du darüber reden?«
»Tja, es ist seltsam…«
Shao faßte Sukos Arm an und rüttelte ihren Freund durch. »He, rede endlich! Du kommst mir inzwischen vor wie jemand, der im Stehen eingeschlafen ist oder einfach nur in die Gegend starrt, um über irgendeinen Traum nachzudenken.«
»Traum…?« murmelte Suko wie selbstvergessen. »Ein Traum ist es wohl nicht gewesen, aber ich habe«, er schüttelte den Kopf und lachte, bevor er fragte: »Kannst du dir einen Jungen vorstellen, der goldene Augen hat?«
Die Chinesin hatte die Frage verstanden. Sie gab zunächst keine Antwort, als wollte sie abwarten, daß sich ihr Partner korrigierte, doch das tat er nicht, und deshalb hakte Shao noch einmal nach.
»Hast du tatsächlich von goldenen Augen gesprochen?«
»Habe ich.«
»Und die hatte der Junge.«
»Auch das stimmt. Ich werde ihn dir jetzt beschreiben.« Suko tat es und setzte eine Frage nach. »Du müßtest ihn doch auch gesehen haben, Shao, oder nicht?«
Die junge Frau mit den langen Haaren hob die Schultern. »Höchstens unbewußt. Tut mir leid.«
»Er war so auffallend. Nicht nur wegen der Augen. Auch seine Kleidung stach ab.«
»Hast du ihn jemals zuvor gesehen?«
»Nein.«
»Ich auch nicht. Laß uns weitergehen, ich muß noch einiges einkaufen. Über den Jungen können wir später noch diskutieren. Vielleicht hast du dich auch getäuscht.« Sie räusperte sich. »Goldene Augen - Himmel, wer hat das schon?«
»Stimmt.«
»Getäuscht?«
»Nein.«

Obwohl Suko bei seiner Meinung blieb, war das Thema für Shao damit erledigt. Ihr Einkaufszettel hatte jetzt Priorität. Sie mußte noch einige Lebensmittel in den Wagen packen, wobei ihr Suko helfen sollte, der aber war nicht bei der Sache, denn immer schaute er sich um, und Shao wußte genau, daß er nach dem Jungen mit den goldenen Augen Ausschau hielt. Sie sagte nichts und steuerte den Einkaufswagen selbst den verschiedenen Regalen entgegen. Shao kannte sich in diesem Supermarkt aus. Er war einer der besseren Art. Hier bekam sie auch die exotischen Gewürze und Zutaten, die sie für ein echtes chinesisches Essen benötigte. Nicht daß sie und Suko die europäische Küche ablehnten, sie wechselten nur und hatten herausgefunden, daß es eine gute Mischung war.

Suko blieb einen Schritt hinter Shao, noch immer auf der Suche nach dem Jungen, doch er entdeckte ihn nicht, da in den Gängen reger Betrieb herrschte.

Shao lenkte den Wagen auf die Milchtheke zu, kaufte danach frischen Fisch und stieß Suko leicht ihren Ellbogen in die Seite. Als er zusammenzuckte, stieß sie noch einmal zu. »He, du Träumer, jetzt ist der Wagen voll.«

»Na und?«

»Fahr du ihn zur Kasse.«

»Zu welcher?«

»Ist egal. Fahr ihn meinetwegen dorthin, wo auch dein Junge mit den goldenen Augen steht.«

Darüber konnte Suko nicht einmal lächeln. Er schaute Shao sehr ernst an, die daraufhin das Gefühl hatte, als müßte sie sich entschuldigen. »Schon gut, war nicht so gemeint.«

»Ich weiß, daß ich dir auf den Wecker falle, aber ich muß immer über diesen Jungen nachdenken. Ich habe ihn zuvor nicht gesehen, der kam mir vor, als wäre er direkt vom Himmel gefallen.«

»Oder von der Decke des Supermarkts.«

»Ja, du hast recht«, erwiderte Suko, drehte sich um und schob den Wagen zu einer der Kassen.

Shao folgte ihrem Partner kopfschüttelnd, und sie ärgerte sich darüber, daß auch sie schon damit anfing, nach dem fremden Jungen mit den goldenen Augen zu suchen. Doch sie entdeckte ihn ebensowenig wie Suko.

Shao und Suko stellten sich mit ihrem Wagen an der Kasse an.

Shao stand vor ihrem Partner. Sie lehnte sich an ihn und fing plötzlich an, leise zu lachen, was Suko irritierte.

»Ist irgendwas los?« wollte er wissen.

»Nein, das nicht. Es ist alles normal. Ich denke nur daran, welchen Beruf du hast.«

»Verstehe ich nicht. Was hat das mit dem Einkaufen hier zu tun?«

»Eben das ist es. Dieses Einkaufen. Da steht ein Geisterjäger und Inspektor von Scotland Yard an der Kasse eines Supermarkts und wartet brav darauf, daß sich die Kassiererin seiner Waren annimmt. Finde ich echt komisch.«

»Ich nicht. Auch Polizisten sind nur Menschen. Außerdem hast du ja gewollt, daß ich mitkomme.«

»Das stimmt.«

Es ging nur langsam voran. Die Wagen der meisten Kunden waren gut gefüllt, und so dauerte es eine Weile, bis die Kassiererin alle Einzelstücke über den Scanner gezogen hatte.

Das etwas längere Warten brachte nicht nur Nachteile. So hatte Suko Muße, sich umzuschauen, denn das ungewöhnliche Kind mit den goldenen Augen wollte ihm einfach nicht aus dem Sinn. Er war sich hundertprozentig sicher, daß er sich nicht getäuscht hatte. Der Junge in dem ungewöhnlichen Gewand hatte goldene Augen gehabt. Suko war sich da ziemlich sicher.

Er wollte sich daran erinnern, was er in diesen Momenten empfunden hatte. Es war nicht möglich, es genau zu definieren. Er war zu sehr überrascht gewesen, ihn hatte ein ungewöhnliches Gefühl überkommen, verbunden mit einem scharfen Kribbeln auf der Haut. Er dachte jetzt darüber nach, ob er diesen Blickkontakt als Warnung aufnehmen sollte, das aber wäre zuviel hineininterpretiert. War der Junge allein gewesen? In seiner Nähe zumindest hatte Suko keinen Menschen gesehen, der seine Mutter oder sein Vater hätte sein können. Er hatte auch keinen Wagen vor sich hergeschoben und schien sich in diesem Supermarkt verlaufen zu haben.

Wenn Suko nach links schaute, konnte er die Menschen in den beiden anderen Warteschlangen betrachten. Die unterschiedlichsten Leute hatten sich im Supermarkt versammelt. Alle Altersstufen waren vertreten, wobei das Mittelalter und die jüngeren Käufer überwogen. Sie zählten zum Heer der Berufstätigen.

Und sonst?

Kein Kind befand sich in den Schlangen, zumindest keines mit ungewöhnlicher Kleidung.

Ein Mann fiel Suko auf. Er war bekleidet mit einem schwarzen Mantel und einen ebenfalls schwarzen Hut. Vielleicht überragte er deshalb die meisten der Kunden. Der Mann hielt die Griffstange des Einkaufswagens mit beiden Händen fest. Suko sah die bleiche Haut und sogar die dichten Haarbüschel auf den Fingern. Sein Blick glitt höher, das scharfgeschnittene Profil fiel ihm ebenfalls auf.

Das Alter des Mannes war schwer zu schätzen. Wahrscheinlich war er Mitte Fünfzig.

Suko wunderte sich über diese Person. Er schaute in den Einkaufswagen, wo nur wenige Lebensmittel lagen, einige Dosen und

Gerichte aus der Tiefkühltruhe.
Die anderen Kunden fielen dem Inspektor nicht besonders auf. Sie alle waren normal, es gab da nichts zu bewundern oder zu kritisieren, nur eben der Schwarzgekleidete hatte Sukos Aufmerksamkeit errungen.
Suko folgte dem Rhythmus der sich bewegenden Menschenschlange, schaute auch mal zurück - und schrak plötzlich zusammen.
Er sah den Jungen!
Neben einem Regal hatte er sich hingestellt, den Blick auf die zweite Schlange der Kunden gerichtet, und Suko sah das Schimmern in seinen Augen ganz deutlich.
Jetzt konnte er Shao den Beweis liefern. Er wollte sie anstoßen, damit sie sich umdrehte, aber die anderen Ereignisse ließen sein Vorhaben scheitern.
Er hörte ein dumpfes Stöhnen.
Sofort schaute er in die Richtung und sah mit an, wie sich der dunkel gekleidete Mann über den Einkaufswagen gebeugt hatte. Mit einer Hand klammerte er sich daran fest, die andere hatte er auf seinen Magen gepreßt, als würden dort Schmerzen wühlen. Der Mann schwankte. Die anderen Kunden schauten gespannt zu, keiner half, es war plötzlich die Neugier, die sie erwischt hatte. Sie wollten sehen, wie es der Mann schaffte, sich aus seiner Klemme zu befreien.
Er schaffte es kaum. Zuckungen schüttelten seinen Körper. Er hatte Mühe, noch auf den Beinen zu bleiben, beugte sich noch weiter vor, und den Mund hielt er weit geöffnet.
Suko hörte ihn röcheln und stöhnen zugleich, und ihn hielt es nicht mehr in der Reihe. Er wollte dem Mann helfen. Er ging den ersten Schritt auf ihn zu, bemerkte aus dem Augenwinkel die Bewegung des Jungen mit den goldenen Augen und wollte sich zugleich auch auf ihn konzentrieren, als der Mann plötzlich aus seiner gebückten Haltung hervor in die Höhe fuhr und so aussah, als hätte er sich auf die Zehenspitzen gestellt. Unter dem Hutrand malte sich das schweißnasse Gesicht wie eine Maske ab. Die Augen waren weit geöffnet, ebenso der Mund. Suko las darin eine panische Angst, die Furcht vor dem Unabdingbaren.
Infarkt, Magendurchbruch, Schlaganfall, all diese Begriffe huschten durch Sukos Kopf. Er wollte zusehen, daß der Mann so schnell wie möglich ärztlich versorgt wurde. Er wollte ihn auffangen, als er sah, daß er sich plötzlich nach vorn bewegte, das kam alles zusammen, aber nichts von dem erreichte Suko.
Noch einmal hob der Schwarzgekleidete beide Hände, als suchte er Halt. Dann plötzlich ruckte sein Kopf vor, und aus dem weit geöffneten Mund jagte der Blutschwall wie die Fontäne eines Geysirs…

***

Es war so überzogen, furchtbar und grauenhaft. Es war nicht zu beschreiben, einfach makaber, es war… Suko fand keine Worte mehr. Er duckte sich schnell genug zur Seite und hörte noch in seinem Umfeld die Schreie der Kunden. Der Mann, aus dessen Mund noch immer das Blut strömte, wankte auf ihn zu wie ein blutender Zombie, der sein Opfer vor dem Tod noch umarmen wollte.

Daß Suko trotz des Zurückweichens noch einige Blutspritzer abbekommen hatte, interessierte ihn nur am Rande, und auch das jetzt nicht mehr so stark aus dem Mund quellende Blut sah er kaum, denn etwas anderes hatte seine Aufmerksamkeit voll und ganz im Griff.

Im Gesicht des Mannes hatte sich etwas verändert. Zwischen und über den Augen, genau auf der Stirnmitte, riß die Haut plötzlich auseinander, so daß durch die Lücke eine bestimmte Masse hervorquellen konnte. Es war keine Gehirnmasse. Dieses grünblau schimmernde Etwas war ein Auge.

Ein drittes Auge!

Das nahm Suko gerade noch wahr, als der Mann plötzlich auf seinem eigenen Blut ausrutschte und zur Seite kippte, so daß Suko sich gezwungen sah, blitzschnell seinen Arm auszustrecken und ihn aufzufangen.

Er hielt ihn fest, damit er nicht zu Boden prallte, und legte ihn langsam nieder. Suko ging einfach davon aus, daß der Mann nicht mehr lebte, aber er hatte auch nicht den Jungen mit den goldenen Augen vergessen. In seiner gebückten Haltung schaute er dorthin, wo der Junge neben dem Regal gestanden hatte.

Die Stelle war leer.

Natürlich! Wie hätte es auch anders sein können? Er hatte sich aus dem Staub gemacht.

Suko merkte, wie sehr er zitterte, und er spürte auch, wie er allmählich wieder in die Wirklichkeit zurückkehrte. Um ihn herum hatte sich die Welt bereits verändert.

Die Menschen waren von ihm und dem Blutenden zurückgewichen, als hätten sie die Pest. Schreie und Rufe mischten sich zu einem wirren Gekreische, das durch den großen Raum des Supermarkts gellte. Einige Kunden standen starr auf dem Fleck, andere waren weggelaufen, und die Verkäuferinnen an ihren Kassen hatten sich erhoben, um zu erfahren, was in der Kundenschlange passiert war.

Aus dem Hintergrund hetzten zwei Männer heran. Einer von ihnen trug einen offenen weißen Kittel, der andere einen braunen Anzug mit einem Namensschild auf dem Revers.

Suko kniete noch immer. Es gelang ihm, Shao einen Blick zuzuwerfen. Auch sie war entsetzt, wie er sehr deutlich erkennen konnte, aber sie schrie nicht, und als sie Sukos Nicken sah, da nickte

sie zurück. Sie hatte ihn verstanden, ließ ihren Wagen stehen und drehte sich ab. Wahrscheinlich würde sie genau das tun, was Suko für richtig hielt. Sie dachten oft gleich, und Shao würde versuchen, den Jungen mit den goldenen Augen zu finden.

Suko kniete neben dem Mann. Er hörte die harten Tritte der beiden Männer und auch ihr heftiges Atmen, als sie neben ihm stehenblieben und wissen wollten, was geschehen war.

Ohne seine Haltung zu verändern, schaute Suko hoch. Das Gesicht des Mannes im braunen Anzug zeigte einen Anflug von Panik, und der Mann zuckte zusammen, als er Sukos Antwort hört. »Dieser Kunde hat einen Blutsturz erlitten.«

»Gütiger Himmel«

»Ist er denn tot?« fragte der zweite.

»Ich habe es noch nicht genau festgestellt, kann es mir allerdings vorstellen.«

»Wir müssen die Polizei und einen Arzt holen!« hechelte der Weißkittel.

»Die Polizei bin ich«, erklärte Suko. »Einen Arzt lassen Sie bitte so schnell wie möglich kommen.«

»Vielleicht ist einer der Kunden ein Arzt.«

»Dann rufen Sie durch.«

»Ja, ja.« Der Weißkittel verschwand. Sein Kollege blieb. Auf dem Schild las Suko den Namen Henderson. Er schien wohl der Chef des Supermarkts zu sein.

Und er war froh, daß sich Suko um den Mann kümmerte. Suko hatte nicht vergessen, was er gesehen hatte, und er wollte es auch genau wissen, deshalb drehte er den Mann vorsichtig zur Seite, damit er auf dem Rücken zu liegen kam.

Seine untere Gesichtshälfte war blutverschmiert, wie auch ein Teil der Kleidung. Suko schaute in die Augen und sah, daß der Mann nicht mehr lebte. Er hatte den gebrochenen Blick eines Toten, aber zwischen den Augen und auf der Stirn, da hatte der Inspektor etwas entdeckt, was sicherlich keine Täuschung war.

Das dritte Auge!

Es war verschwunden!

Allerdings hob sich von der hellen Haut der Stirn eine Wunde ab. Sie war sogar ziemlich tief und bildete im Kopf des Mannes eine kleine Mulde. Suko suchte nach dem dritten Auge, was er leider nicht fand. Es war entweder zerstört worden oder hatte sich dermaßen weit zurückentwickelt, daß es nicht mehr vorhanden war. Die Ränder der Wunde wirkten wie verbrannt.

Obwohl um Suko herum ein gewaltiger Trubel herrschte, wanderten seine Gedanken in eine bestimmte Richtung. An Zufälle glaubte er eigentlich nicht, alles hatte im Leben seinen Sinn und seine

Bedeutung. Auch was hier passiert war, wollte er nicht unter die Rubrik Zufälle einordnen, denn er gehörte zu den wenigen Personen, die über die Menschen mit den dritten Augen informiert waren.

Es gab sie. Es waren die Sehenden, die Wissenden. Man nannte sie die Psychonauten!

Suko schluckte, als er daran dachte. Er wischte über seine Stirn, preßte für einen Moment die Lippen zusammen und dachte wieder an den Jungen mit den goldenen Augen.

Goldene Augen, ein drittes Auge - das war kein Zufall. Da mußte es Zusammenhänge geben, und der Schlüssel dazu war einfach der ungewöhnlich gekleidete Junge, den Shao sicherlich jetzt suchte.

Als Suko daran dachte, bekam er Angst um Shao. Das Schicksal des Mannes hatte er hautnah miterleben müssen, und wenn sich der Junge gestellt und angegriffen fühlte, konnte er möglicherweise ebenfalls sehr negativ reagieren.

Es gefiel ihm überhaupt nicht mehr, daß Shao die Verfolgung übernommen hatte.

Er stand auf.

Die normale Welt hatte ihn wieder. Zwei Uniformierte schafften sich mit rudernden Armbewegungen Platz. Als sie das Blut und die Leiche sahen, blieben sie geschockt stehen und erbleichten.

Suko hielt seinen Ausweis schon in der Hand. Die Bobbies nickten. Er wußte nicht, ob sie überhaupt das Dokument gelesen hatten. »Der Mann ist tot«, sagte er.

»Sie waren Zeuge?«

»Ja.«

»Wie starb er?«

»Eines natürlichen Todes«, antwortete der Inspektor. »Ich denke, daß er sehr krank gewesen ist. Plötzlich brach er zusammen. Blut strömte aus seinem Mund. Ich konnte leider nichts mehr für ihn tun.«

»Tja, das ist… wie das Leben so spielt. Am besten holen wir einen Arzt.«

»Der ist schon unterwegs«, erklärte Henderson, der die Worte gehört hatte. »Besorgen Sie eine Decke, um die Leiche zuzudecken.«

»Sofort.« Henderson hatte die Worte des Polizisten verstanden und eilte davon.

Der Bobby wandte sich wieder an Suko. »Und er ist einfach so gestorben? So plötzlich?«

»Ja, es ging praktisch von einem Moment auf den anderen. Wie ich schon erwähnte, er bäumte sich auf, dann schoß die Blutfontäne aus seinem Mund hervor.«

Beide Polizisten schüttelten die Köpfe. Die anderen Kunden hatten sich etwas zurückgezogen und einen größeren Kreis um den Ort des Geschehens gebildet, was für die Bobbies erledigt war, fing für Suko

gerade erst an. Für ihn war es der Anfang vom Ende, der Beginn einer Spur. Er hatte den Tod eines Psychonauten erlebt, und ihm war es wie ein Mord vorgekommen, begangen von einem Jungen, in dessen Augen goldene Farbe schimmerte. Da braute sich einiges zusammen, dessen war sich der Inspektor sicher.

Ein Arzt erschien. Er nickte den Umstehenden zu, stellte seine Tasche auf den Boden, klappte sie auf und begann mit der Untersuchung.

»Der Mann ist tot!« stellte er wenig später fest. »Mehr kann ich nicht sagen. Um die Todesursache herauszufinden, müßte man ihn obduzieren lassen. Aber das ist Sache der Staatsanwaltschaft, denke ich.«

»Ich bin Polizist«, erklärte Suko. »Gleichzeitig auch Zeuge.«

»Interessant.« Der Arzt stellte sich wieder hin. Zuvor hatte er seine Tasche zugeklappt.

Henderson kehrte mit einer Decke zurück, unter der der Tote verschwand. Er blieb in der Nähe und hörte auch die Frage des Arztes, die dem Inspektor galt. »Wie ist es denn passiert?«

Suko gab ihm einen kurzen Bericht, mit dem der Mann nicht zufrieden war. Hinter den kreisrunden Brillengläsern zogen sich seine Augen zusammen. »Ich habe sehr genau zugehört, Inspektor, das ist auch alles gut und schön, was sie mir da erzählt haben, aber ein Rätsel wurde nicht gelöst. Haben Sie sich die Stirn des Mannes mal genauer angeschaut?«

»Das habe ich.«

»Und was sagen Sie?«

»Die Stirn wurde zerstört. Sie brach auf.«

»Das haben Sie gesehen?«

»Ja.«

»Und Sie können mir keine Erklärung geben?«

Suko schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Ich bin Polizist und kein Mediziner, deshalb denke ich, daß Sie eher in der Lage sind, mehr darüber zu sagen.«

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Es war bei mir ebenfalls nur ein flüchtiger Eindruck. Ich muß aber ehrlich zugeben, daß mir so etwas in meiner gesamten Laufbahn noch nicht widerfahren ist. Da komme ich einfach nicht mit, das ist zu hoch für mich. Möglicherweise reichen meine medizinischen Kenntnisse auch nicht aus, aber was ich gesehen habe, deutet auf einen Brand im Kopf hin, als wäre ein Geschwür oder eine Geschwulst von innen verbrannt worden, um dabei auch die äußere Haut zu zerstören.« Er rückte seine Brille zurecht. »Und Sie sind sicher, daß dieser Mann nicht durch eine äußere Einwirkung ums Leben gekommen ist, Inspektor?«

»Hundertprozentig.«

»Dann muß er sehr krank gewesen sein. Den Blutsturz kann ich mir

noch erklären, das andere nicht.« Der Arzt hob die Schultern und schüttelte den Kopf.

Suko hätte ihm dazu einiges sagen können, aber was hätte es gebracht? Rein gar nichts, überhaupt nichts. Man hätte ihm kein Wort von dem geglaubt. Es war für andere Menschen völlig unverständlich, daß es Kräfte gab, die man rational nicht erklären konnte. Was hier geschehen war, darum würde sich Suko kümmern und natürlich auch sein Freund John Sinclair.

Der Tote würde abgeholt und untersucht werden. Auch John konnte sich den Mann dann ansehen.

Suko wollte hier im Laden auf Shao warten, um die er sich schon Sorgen machte, aber zuvor wollte er ein Telefonat führen und wandte sich an Henderson mit der Bitte, telefonieren zu dürfen.

»In meinem Büro.«

»Gehen Sie vor?«

»Natürlich, Sir.«

***

Für Shao war der Junge mit den goldenen Augen kein Phantasiegebilde oder Gespenst mehr. Sie hatte ihn zwar nicht so direkt gesehen wie Suko, aber sie glaubte an ihn, und da ihr Suko auch eine sehr gute Beschreibung gegeben hatte, würde sie ihn wohl finden können, wenn sie das entsprechende Glück hatte.

Das sah nicht so aus, denn als sie den Supermarkt verließ und auf den Parkplatz ging, war die Helligkeit des Tages dabei, sich zu verabschieden. Die Dämmerung hatte sich über den großen Parkplatz gelegt. Der Himmel sah aus wie grob schraffierter Schiefer. Graue Wolken drückten sich wie lange Zungen in die noch verbleibende Resthelligkeit hinein, und ein sehr blasser Vollmond hatte bereits seinen sichtbaren Auftritt am Himmel.

Es mußte sich sogar in Windeseile bis auf den Parkplatz herumgesprochen haben, daß etwas Ungeheuerliches geschehen war, denn einige Kunden, die den Laden verlassen hatten, sprachen mit denen, die noch hinein wollten, berichteten hektisch und mit ihren schrillen Stimmen von einem grauenvollen Vorfall, und nicht wenige trauten sich nur bis an die Scheiben heran, um den ersten Blick erhaschen zu können, was ihnen allerdings schwerfiel, da große Teile der Glasflächen durch Werbeplakate verklebt waren. Shao kümmerten die Menschen nicht, sie hatte eine Aufgabe bekommen und suchte den Jungen mit den goldenen Augen.

Wo sollte sie anfangen?

Der Parkplatz war ziemlich groß und auch sehr gut belegt. Es gab kaum freie Parktaschen. Manche Wagen verließen den Komplex, neue kamen. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Da es

inzwischen relativ dunkel war, kam sich Shao dort ziemlich verloren vor. Sie blieb zwischen zwei Fahrzeugen stehen, überlegte, nagte an den Lippen und hatte dabei die Hände in die Taschen ihrer gelben, weitschwingenden Jacke geschoben. Es war kühl geworden. Der Wind hatte sich gedreht, er kam von Osten, und auch die Sonne zeigte sich nicht mehr. Im Westen hatte sie nur eine rote Färbung hinterlassen.

Shao konnte einfach nicht davon ausgehen, daß der Junge allein unterwegs war. Andere konnten ihn geschickt haben. Helfer und Unterstützer, mit denen er zusammenarbeitete, für die er möglicherweise nur so etwas wie ein Mittel zum Zweck war. Das alles schoß Shao durch den Kopf, und sie dachte auch einen Schritt weiter. Wenn ihre Vermutungen stimmten, hätten diese Helfer keinen Grund, den Jungen noch weiterhin allein zu lassen. Sie konnten auf ihn gewartet und ihn weggeschafft haben. So hätte es laufen können.

Dennoch wollte Shao nicht aufgeben, denn immerhin bestand noch ein Rest an Hoffnung. Sie hatte sich einen Plan zurechtgelegt, um den Parkplatz nach bestimmten Regel zu durchsuchen.

Sie fing dort an, wo die zahlreichen Einkaufswagen standen. Sie bildeten eine lange Reihe, sie waren ineinandergeschoben und standen neben der Mauer eines Flachbaus, der ebenfalls zum Supermarkt gehört und wohl als Lager diente.

Shao ging an der Reihe der Wagen entlang. Viele standen nicht mehr zusammen, und sie ließ ihre Handfläche über die Metallränder der Fahrzeuge gleiten.

Keine Spur von dem unbekannten Jungen.

Andere Kunden, die sich den einen oder anderen Einkaufswagen holten, streifte ihr Blickfeld. Sie spielte mit dem Gedanken, einen zu fragen, ließ es aber bleiben, sie wäre sowieso nur auf Unverständnis gestoßen. Auf der anderen Seite ärgerte auch sie sich darüber, daß sie an Sukos Worten gezweifelt hatte. Sie hätte viel früher nach diesem Jungen suchen sollen, dann wäre ihr so manches erspart geblieben.

Sie hatte es nicht getan, jetzt mußte sie dafür zahlen. Am Ende der Wagenreihe blieb sie stehen. Sie markierte auch gleichzeitig das Ende dieser Parkplatzseite. Wenn Shao nach links schaute, sah sie eine Straße und einen breiten Gehsteig, auf dem die Container für die verschiedenen Abfälle wie Glas, Papier und Lumpen standen. Die Dinger erinnerten sie an übermenschengroße umgedrehte Schaukeln.

Über die Straße rollten Fahrzeuge. Auf der anderen Seite befand sich ebenfalls ein kleiner Parkplatz, der zu einem Hotel gehörte. Durch die großen Scheiben konnte Shao in die erleuchtete Hotelhalle schauen, in der einige Gäste beisammenstanden und sich unterhielten.

Wohnte der Junge dort? Alles war möglich.

Sie saugte die Luft durch die Nase ein, ging noch ein paar Schritte weiter, wobei sie parallel zu den Containern lief. Die den Supermarkt

umgebende Helligkeit war verschwunden. Shao geriet in ein Halbdämmern aus blauschwarzen Schatten und einem fahlen Restlicht.

Wo steckte der Junge?

Wahrscheinlich war er längst abgeholt worden, oder er hatte sich zurückgezogen.

Shao wollte wieder zurück in den Laden und dabei einen anderen Weg über den Parkplatz nehmen.

Es hatte keinen Sinn mehr. Ein Leichenwagen rollte an ihr vorbei auf den Parkplatz. Sie drehte sich um, stellte dabei den Kragen der Jacke hoch und glaubte, ihren Augen nicht trauen zu können.

Sie sah den Jungen!

Als wäre nichts geschehen, überquerte sie die Straße und ging auf das Hotel zu. Sukos Beschreibung stimmte haargenau. Nur sah es aus der Distanz so aus, als trüge der Junge einen Mantel und kein Gewand, wie es Suko beschrieben hatte.

Aber er war es, daran gab es keinen Zweifel, auch wenn Shao die goldenen Augen nicht sah.

Was tun?

Suko alarmieren? Dazu blieb ihr nicht die Zeit. Sie mußte dem Jungen auf den Fersen bleiben, sie wollte einen Kontakt mit ihm einfädeln, und deshalb blieb sie ihm auf den Fersen.

Der Junge hatte es nicht eilig. Er bewegte sich mit der Sicherheit eines Menschen, der auf seinen Erfolg baute und genau wußte, was zu tun war. Das Hotel auf der anderen Seite bestand aus zwei Bauten, einem flachen Viereck nach vorn hin, wo sich auch das Entree befand, und einem würfelförmigen Kasten dahinter, der in die Höhe ragte und von einem jetzt dunklen Park umgeben war.

Auch der Hotelparkplatz war ebenfalls dunkel, und den mußte der Junge überqueren.

Shao blieb ihm auf den Fersen. Auch sie ging nicht sonderlich schnell, denn sie wollte auf keinen Fall auffallen. Schon auf der Straße stehend ließ sie noch zwei Wagen vor, setzte ihren Weg fort und erreichte den anderen Gehsteig, als der Junge bereits den Parkplatz betreten hatte und sich sofort nach links wandte, um das Hotel zu betreten.

Jetzt ging Shao schneller. Bald knirschten kleinere Steine unter ihren Füßen, was auch der Junge gehört hatte, denn er stoppte und drehte sich um.

Das war für Shao sehr gut zu sehen, weil gleich zwei Fahrzeuge den Parkplatz des Supermarkts verließen und ihre Scheinwerferstrahlen über die Straße hinweg bis fast zum Hotel reichten, wobei sie Shao und den Jungen schwach erhellten.

Der schaute Shao an.

Und die blickte geradewegs in die goldenen Augen!

***

Ich war wieder in London, obwohl mich die Ärzte im Krankenhaus von Selby noch für ein paar Tage zur Beobachtung dabehalten wollten, weil mit einer Gehirnerschütterung, die ich mir angeblich bei dem Unfall zugezogen hatte, nicht zu spaßen war. Das hatte man mir zu erklären versucht, aber man hatte es nicht geschafft, mich zu überzeugen, außerdem hatte ich den letzten Fall bereits zu den Akten gelegt. Die Vampirin Doran Camdon war vernichtet, sie konnte kein Unheil mehr anrichten, und Mallmann, Herrscher der Vampirwelt, hatte eine indirekte Niederlage erlitten.

Ich hatte einen Wisch unterschreiben müssen, daß ich das Krankenhaus auf eigene Gefahr verließ, und war mit dem Zug nach London gefahren.

Ein Pflaster zierte meine Stirn, und das war den mitreisenden Kindern sofort aufgefallen. Mehrmals erklärte ich, in keine Schlägerei geraten zu sein, sondern eine Tür übersehen zu haben, was die Kinder natürlich erheiterte und bei mir ebenfalls ein Grinsen zurückließ.

Meinen Chef, Sir James, hatte ich längst telefonisch informiert, und er hatte mich bei meiner Ankunft in seinem Büro nur angeschaut und gar nicht viel wissen wollen.

»Die nächsten beide Tage sind gestrichen, John.«

»Wieso?«

»Sie sehen aus wie Käse, Milch und Spucke zugleich.«

»Das liegt am Licht.« Ich deutete auf die Lampe.

»Nein, daran liegt es nicht. Sie werden sich zu Hause ausruhen, und wenn Sie dann noch immer nicht fit sind, können wir über einen erneuten Krankenhausaufenthalt reden.«

Das wollte ich auf keinen Fall. So schnell wie nach diesem Gespräch hatte ich das Büro meines Chefs selten verlassen. Von einem Fahrer war ich in meine Wohnung geschafft worden, hatte mich dort ins Bett gelegt und tief und fest geschlafen.

Am folgenden Tag hatte ich Suko einen genauen Bericht gegeben und auch Glenda Perkins, die mit mir telefoniert hatte und für mich einkaufen wollte, um am Abend ein Essen zu kochen…

»Himmel, ich lebe noch!«

»Ja, man hört es.«

»Du brauchst nicht zu kochen.«

»Machst du eine Diät?«

»Ja.«

»Welche denn?«

»Alles essen, aber nichts schlucken…«

»Ha, ha, ha… ich höre schon, dir geht es wieder prima. Bis später

dann.«

Es war seltsam, aber nicht ungewöhnlich, wie rasch sich meine »Krankheit« doch im Freundeskreis herumsprach. Da riefen nicht nur die Conollys an, sondern auch Jane Collins und Lady Sarah. Ich hätte am liebsten meine Antwort auf Band gesprochen und es immer wieder ablaufen lassen, denn meine Antworten waren stets gleich.

Auch wenn man zu Hause hockt, vergeht die Zeit. Zudem tat ich etwas, das ich sonst unterließ.

Schon am frühen Nachmittag stellte ich die Glotze an, zappte mich durch die Programme und bekam beinahe einen Serienkoller, wobei ich mich noch fragte, wieso es denn Menschen gab, die den lieben langen Tag vor der Glotze hockten und sich das alles antaten?

Für mich war das nichts. Ich las lieber, doch das strengte mich noch sehr an. Ich kriegte Kopfschmerzen und legte die Magazine zur Seite.

Shao besuchte mich und erklärte mir, daß sie und Suko am späten Nachmittag einkaufen wollten.

»Wie schön für euch.«

»Auch für dich, du Knurrhahn. Sollen wir dir etwas mitbringen und deinen Kühlschrank auffüllen?«

»Nein.«

»Aber eine Einladung zum Abendessen nimmst du doch sicherlich von mir an - oder?«

»Gern. Was gibt es denn?«

Shao verdrehte die Augen und zählte auf: »Da wären als Vorspeise Schnürsenkel in Aspik, als Hauptgericht dachte ich an zartes Rattenfilet, dazu Salat aus Brennesseln; über das Dessert habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.«

»Laß es auch sein«, erwiderte ich mit säuerlich verzogenem Mund. »Ich freue mich schon auf die Vorspeise und den Hauptgang. Das Dessert soll dann eine Überraschung sein.«

»Finde ich auch. Du kommst?«

»Kann ich so ein Essen ablehnen?« fragte ich, stand vor Shao und hatte die Arme ausgebreitet.

»Nein, kannst du nicht. Aber du solltest dich hinsetzen oder hinlegen, das ist besser für dich.«

»Jawohl, Frau Krankenschwester.«

»Schläge gegen den Kopf sollte man nicht auf die leichte Schulter nehmen. Da können Schäden entstehen.«

Ich verzog die Mundwinkel und machte ein trauriges Gesicht. »Bei mir nicht mehr.«

Lachend verließ Shao meine kleine Wohnung. Ich ließ mich wieder in den Sessel fallen, um die Glotze anzustellen. Ich wollte mir nur die Nachrichten anschauen und erlebte mit, daß es in der britischen Monarchie so richtig zur Sache ging. Da war ein Hauen und Stechen

im Gange. Jeder bewarf den anderen mit Dreck, und es stellte sich die Frage, wer am meisten abbekommen hatte.

Die gute Diana oder der immer etwas traurig und melancholisch aussehende Charles.

Mir war es egal, denn mir konnte die ganze Clique sowieso gestohlen bleiben.

Daß mich Shao und Suko eingeladen hatten, freute mich. Ich wußte Shaos Kochkünste zu schätzen, denn sie schaffte es immer ausgezeichnet, die asiatische und die europäische Küche miteinander zu verbinden. Das ergab eine Harmonie, die dem Magen guttat.

Allmählich zog sich die Sonne zurück. Die ersten langen Schatten entstanden, die ich vom offenen Fenster her beobachtete, wie sie über einen Himmel glitten, der weit und tief im Westen lichterloh brannte oder so aussah, als hätte jemand die breite Klappe eines gewaltigen Backofens geöffnet.

Das Jahr neigte sich allmählich dem Ende zu. Der heiße und schwüle Sommer gehörte der Vergangenheit an, und die Bäume hatten schon viel von ihrem bunten Laub verloren.

Ich schloß das Fenster, drehte mich um und wollte mir etwas zu trinken holen.

Genau in diesem Augenblick tutete das Telefon. Wieder jemand, der sich nach meinem Befinden erkundigen wollte, dachte ich und hob ab. Ich meldete mich mit ziemlich forscher Stimme und hörte das Organ meines Freundes Suko, das gar nicht so fröhlich klang.

»John, es gibt Probleme!«

Wenn Suko so sprach, dann kochte die Suppe wirklich. Ich spürte, wie ich mich versteifte, und auch durch meinen Kopf brandeten plötzlich einige Stiche.

»Probleme?« wiederholte ich gedehnt.

»Ja.«

»Welcher Art? Moment, sag noch nichts. Wolltest du nicht mit Shao einkaufen gehen?«

»Das haben wir auch getan, und ich rufe dich aus dem Büro des Supermarktchefs an.«

»Dann bist du hinter einem Ladendieb her?«

»Wenn es das nur wäre. Nein, es geht um einen Toten.«

»Im Laden?«

»So ist es.«

Ich setzte mich auf die Couch. »Jetzt mal Spaß beiseite. Willst du erzählen?«

»Deshalb habe ich dich angerufen. Ich mußte dich einfach informieren, John.«

Was ich zu hören bekam, war einfach verrückt, das war irre, fast unglaublich, aber nur fast, und mir rann es eiskalt den Rücken

hinunter, als ich von dem dritten Auge des Toten hörte.
»Ein Psychonaut«, flüsterte ich in den Hörer.
»Das denke ich auch.«
»Verdammt, wie ist das möglich?«
»Frag mich was Leichteres, John. Ich weiß es nicht. Ich habe nur zugesehen, wie er starb.«
Tief holte ich Luft. »Das ist ein Hammer. Andere Frage: Wie geht es jetzt weiter?«
»Bei mir mit einem schlechten Gewissen, denn ich habe Shao praktisch losgeschickt, um den Jungen zu finden. Sie ist bisher nicht zurückgekehrt, und ich hoffe, daß sie nicht in eine Falle gelaufen ist.«
»Beweise hast du nicht?«
»Nein, noch nicht. Die werden wir beschaffen müssen, alter Kämpe. Ruh dich nicht zu lange aus. Die Suppe kocht bereits über. Da rollt etwas auf uns zu.«
»Das sehe ich auch so«, erwiderte ich nachdenklich. »Aber einen Plan hast du noch nicht?«
»Wie denn?«
»Schon gut, war nur eine Frage.«
»Wir stehen am Anfang, John, und wir müssen versuchen, die noch verschlossene Tür aufzuhebeln. Ich habe den Eindruck, daß jemand dabei ist, die Psychonauten zu jagen und sie zu töten.«
»Der Junge mit den goldenen Augen - oder?«
»Man kann es so sehen.«
Ich schwieg. Suko wollte mich später informieren und sagte mir noch, daß es eine schnelle Küche geben würde. »Das ist nicht tragisch.«
»Bis später dann.«
»Und gib auf Shao acht«, rief ich noch, da aber hatte Suko bereits aufgelegt.
Ich ließ mich auf die Couch fallen, streckte die Beine aus und starrte ins Leere, wobei sich Gedanken und Vermutungen in meinem Kopf begegneten.
Lange Zeit hatten wir von den Psychonauten nichts mehr gehört. Ich kannte sie, denn sie waren eine besondere Gruppe von Menschen, die noch das dritte Auge hatten, jene Kraft, die im Laufe der Zeit verlorengegangen war. Sie lebten verstreut auf der Welt, zumindest aber im Mittelmeerraum, und sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, das Rätsel der Cheopspyramide zu lösen, wo es eine geheime Kammer gab, die offiziell noch nicht geöffnet worden war, denn hinter dieser Tür sollten sich die Geheimnisse der Welt verbergen.
Mir war es mal gelungen, einen Blick hineinzuwerfen, aber ich hatte nicht viel erkennen können, denn damals hatte mich ein strahlendes Licht gestört.

Ich gehörte allerdings auch zu den Menschen, die diese Geheimnisse nicht unbedingt ans Tageslicht zerren wollten, aber andere dachten eben nicht so wie ich.

Daß auf meiner Stirn ein Schweißfilm zurückgeblieben war, hatte mit der Wärme in meiner Wohnung nichts zu tun. Ich war auch kein Mensch, der in die Zukunft blickte, aber wenn ich an die dachte, dann überkam mich schon mehr als ein ungutes Gefühl.

Um bei den Augen zu bleiben, dieser Fall hatte alle Voraussetzungen, um ins Auge zu gehen…

***

Die goldenen Augen!

Bisher hatte Shao nur von ihnen gehört, nun aber stand sie dem Jungen gegenüber und schaute hinein, und sie mußte zugeben, daß sie von ihnen in einen Bann geschlagen wurde. Sie konnte sich nicht rühren. In den goldenen Pupillen jedoch bewegte sich etwas, und Shao hatte den Eindruck, als wären dort Funken entstanden, die aus der Tiefe der Augenhöhlen sprangen, um sich dann in den Augen abzuzeichnen.

Ein seltsamer Junge, ein ungewöhnliches Kind, das von einer Kraft erfüllt war, die sie wie gegen eine Mauer hatte laufen lassen, als sie ihn anschaute.

Der Junge schwieg. Die Zeit verging normal, für Shao allerdings langsamer, und sie schaffte es schließlich, dem Jungen zuzunicken. Damit war der Bann gebrochen, denn auch aus ihrer Kehle löste sich endlich der Knoten.

»Hi«, sagte sie.

Der Junge reagierte nicht.

Shao ging einen Schritt auf ihn zu und streckte ihm dabei noch die Hand entgegen. »Ich heiße Shao…«

Der Junge blieb unbeweglich.

Die Chinesin lächelte verwirrt und ließ ihre Hand wieder sinken. Der Versuch einer Kontaktaufnahme hatte keinen Sinn gehabt, dieser Junge sperrte sich. Shao konnte auch nicht feststellen, wie er ihr gegenüberstand. Feindlich wohl nicht, auch nicht unbedingt freundlich, zu ihm paßte der Begriff neutral. Sie standen sich gegenüber wie zwei Menschen, die sich nichts zu sagen hatten.

Das Gesicht des Jungen war nicht so deutlich zu erkennen. Es lag im Schatten, und auch das Strahlen der Augen blieb mehr in den Höhlen konzentriert und glitt nicht über das Gesicht. Der Junge hatte einen weichen Mund, ein ebenfalls weiches Kinn und hätte ebensogut auch als ein Mädchen durchgehen können. Sein Haar war dunkel. Wie ein Bubikopf umrahmte es sein Gesicht, und auf der Stirn erschienen plötzlich die ersten Falten, vielleicht deshalb, weil er über Shao

nachdachte.
Obwohl sie noch keine Antwort erhalten hatte, gab sie nicht auf. »Ich habe dich gesehen«, sagte sie leise.
Er hob die Schultern.
Shao sah dies als einen ersten Erfolg an. »Und zwar im Supermarkt. Da bist du mir aufgefallen.«
»Ich war dort.«
»Was hast du da getan?«
»Geschaut.«
»Da ist jemand gestorben.«
Der Junge verzog den Mund, dann drehte er sich um und ging weg. Er steuerte auf den Eingang des Hotels zu. Die Glastür würde sich automatisch öffnen, dann konnte der Junge die Halle betreten, was Shao allerdings verhindern wollte.
»He, warte doch!« rief sie und setzte sich ebenfalls in Bewegung.
Der Junge ging weiter, ohne sich auch nur umzudrehen. Er hatte die Treppe bereits betreten, ließ sie rasch hinter sich, und vor ihm öffnete sich die Glastür.
Dann betrat er die Lobby, und die Männer, die dort zusammenstanden, schauten ihm entgegen. Er sprach nicht mit ihnen, aber Shao, die auf der ersten Stufe stand und in das Hotel hineinschaute, glaubte trotzdem daran, daß er sie kannte. Bevor er sie passierte, hatte er ihnen noch einen Blick zugeworfen, der schon einem stummen Befehl glich, und zwei dieser Männer drehten sich, um auf die Tür zuzugehen. Shao konnte sie sehr genau beobachten. Sie trugen dunkle Anzüge, Krawatten und sahen südländisch aus.
Bei Shao klingelte die Alarmglocke. Ihr Gefühl sagte ihr, das es besser wäre, sofort zu verschwinden, doch die Neugierde besiegte die Vernunft, und so blieb sie stehen.
Diesmal öffnete sich die Tür vor den beiden Männern. Sie gingen nebeneinander her, und sie erweckten den Eindruck, als würden sie sich nicht die Butter vom Brot nehmen lassen wollen. Die wußten genau, was sie taten.
Trotzdem wich Shao nicht zurück. Es lag ihr einfach nicht, offen Angst oder Furcht zu zeigen. Sie war eine Frau, die sich den Problemen stellte und ihren Kopf in den Nacken drücken mußte, um in die Gesichter der beiden Männer blicken zu können.
Vor der Treppe blieben sie stehen. Zwischen ihnen befand sich eine Lücke, so daß sie Shao von zwei Seiten anschauen konnten. Die Chinesin kam sich vor, als wäre sie in die Zange genommen worden, hielt aber den Mund, denn nicht sie wollte etwas von Ihnen, sondern umgekehrt.
Der größere der beiden Männer trug das Haar so lang, daß es im Nacken einen Pferdeschwanz bildete. Sein Gesicht wirkte durch diese

Frisur schmaler, und seine Augen sahen aus, als wäre dunkles Wasser auf der Oberfläche gefroren.

Der andere Kerl war kleiner. Er hatte ein flaches Gesicht und das Haar straff nach hinten gekämmt.

Wahrscheinlich wollte er größer wirken, deshalb hielt er sich auch so unnatürlich gerade, und seine Augen befanden sich in ständiger Bewegung, als suchte er die Dunkelheit außerhalb des Eingangsbereichs ab.

»Warum sprachen Sie mit dem Jungen?« Der Pferdeschwanzträger hatte Shao die Frage gestellt, und sie dachte gar nicht daran, ihm eine korrekte Antwort zu geben.

»Es geht Sie nichts an.«

»0 doch, da irren Sie sich.« Der Typ sprach sehr ruhig weiter. »Da irren Sie sich sehr, denn wir sind für den Jungen verantwortlich.«

»Sind Sie sein Vater?«

»So ähnlich.«

»Dann vermisse ich bei Ihnen aber die goldenen Augen.« Shao erschrak über ihre eigene Antwort.

Sie glaubte, sich zu weit vorgewagt zu haben und saugte hart die Luft ein.

Die beiden Männer warfen sich einen Blick zu. Dabei unterhielten sie sich flüsternd in einer Sprache, die Shao nicht verstand. Die Worte hörten sich arabisch an, und plötzlich drehte der Pferdeschwanz ihr wieder den Kopf zu. Dabei zeigte er ein kaltes Lächeln. »Goldene Augen, sagten Sie?«

»Ich habe sie gesehen.«

»Da müssen Sie sich geirrt haben.«

»Tut mir leid, das habe ich nicht.«

Der Pferdeschwanz räusperte sich. »Ich gebe Ihnen einen guten Rat. Sie sollten den Jungen ebenso vergessen wie die goldenen Augen. Es käme ihrer Gesundheit entgegen, verstanden?«

»Schon.«

»Dann gehen Sie jetzt!«

Shao war mutiger geworden. »Sie werden in Schwierigkeiten kommen, denn der Junge hat etwas hinterlassen, mit dem sich die Polizei beschäftigen muß. Oder finden Sie einen Toten im Supermarkt normal?«

Beide schwiegen.

Dann fragte der zweite Kerl. »Einen Toten?«

»So ist es.«

»Und der Junge soll ihn getötet haben?«

»Das habe ich nicht gesagt. Er könnte etwas damit zu tun haben, denke ich.«

Der Pferdeschwanz sorgte dafür, daß sein Kumpan nichts mehr

fragen konnte. Er schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab. »Hören Sie zu, Lady, was Sie da sagen, gefällt uns nicht. Dieser Junge hat keinen Mord begangen.«

»Das erzählen Sie der Polizei.«

»Meinen Sie?«

»Ja, man wird den Jungen suchen, davon gehe ich aus. Jemand wie er ist schon selten.«

»Da haben Sie recht, Madam. Doch dazu müßte der Polizei erst jemand Bescheid geben.«

»Glauben Sie nicht, daß dies schon geschehen ist?«

»Durch wen?«

Shao lachte leise. »Wenn Sie jetzt denken, daß ich es getan habe, dann erliegen Sie einem Irrtum. Ich halte mich da raus, denn ich weiß, was besser für mich ist.«

»Wissen Sie das wirklich?«

»Ja.«

»Dann hätten Sie nicht herkommen sollen.« Der Pferdeschwanz lächelte und zischte seinem Kumpan etwas zu. Obwohl Shao den Befehl nicht verstanden hatte, wußte sie plötzlich, daß es für sie eng werden würde.

Sie wollte weg, aber der zweite Kerl war blitzschnell. Er ging einen Schritt vor, dann säbelte er mit einem Tritt Shaos Standbein weg. Sie schrie auf, und plötzlich lag sie in der Luft.

Der Araber reagierte sofort und fing sie auf.

Als Shao feststellte, daß man ihr mit einer Seidenschlinge die Luft abgeschnürt hatte, war es schon zu spät. Da nämlich kriegte sie keine Luft mehr und konnte auch nichts dagegen tun, daß die beiden Männer sie auf ein nahes Gebüsch zuzerrten…

***

Der Chef des Supermarkts stand vor Suko wie ein begossener Pudel. Er schüttelte immer wieder den Kopf, während er jammerte: »Was soll ich denn jetzt tun? Wie soll es weitergehen? Ein Toter in meinem Supermarkt! Die Geschäftsleitung wird mir was anderes sagen. Die Kunden werden den Laden meiden und…«

»Hören Sie auf«, sagte Suko. Seine Stimme klang unwillig. »Hören Sie auf zu jammern. Es ist passiert, und Ihnen kann keiner die Schuld in die Schuhe schieben.«

»Das sagen Sie!«

»Und dabei bleibe ich auch!« erklärte Suko, als er sich umdrehte, um das Büro zu verlassen. Er hatte keine Lust mehr, sich noch länger mit Henderson zu unterhalten. Den ersten Schock hatte der Mann überwunden und war nun dabei, die Scherben aufzusammeln, die das schreckliche Unglück hinterlassen hatte.

Suko war nur froh, mit seinem Freund John Sinclair gesprochen zu haben. Dieser Fall, der noch in den Kinderschuhen steckte, würde sehr schnell wachsen und Ausmaße annehmen, die zu diesem Zeitpunkt auf keinen Fall zu übersehen waren.

In seiner Nähe war ein Mann gestorben, der zu den Psychonauten zählte. Suko ging davon aus, daß es erst der Beginn war und kein Einzelfall. Er rechnete mit einer weltweiten Jagd auf die Psychonauten, und dieser Junge mit den goldenen Augen spielte dabei eine nicht unbeträchtliche Rolle. Er ging wieder zurück in den Supermarkt, in dem jetzt eine Ruhe herrschte, die schon mit der einer Leichenhalle zu vergleichen war. Auch die neuen Kunden wußten Bescheid. Sie bewegten sich vorsichtig und weit genug am Ort des Geschehens vorbei, wo keine Leiche mehr lag, denn sie war in der Zwischenzeit abtransportiert worden.

Aber das Blut auf dem Boden war noch immer vorhanden, es bildete ein makabres Zeugnis für eine unerklärliche Tat.

Der Arzt war da. Er sprach mit einem Mann, der einen dunklen Trench trug, der vorn offenstand, so daß der graue Anzug mit der Weste zu sehen war. Am markantesten waren jedoch der alte Hut auf dem Kopf des Mantelträgers und der kalte Zigarrenstummel, der von einem Mundwinkel in den anderen wanderte.

Um Sukos Lippen stahl sich ein Lächeln. Er schlug einen Bogen und näherte sich dem Mann von der Rückseite, wo er dessen Stimme hörte. »Und dieser Mann ist von allein gestorben?«

»Ja, ja, er hatte einen Blutsturz. Aber mir bereitet die Mulde in seiner Stirn Probleme. Noch einmal, Chief Inspector, es stammte von keiner Kugel.«

»Da hat der Arzt recht«, sagte Suko und bekam mit, wie der Chief Inspector nach dieser Bemerkung erstarrte.

»Darf es wahr sein?«

»Es ist wahr, dreh dich um, Tanner.«

Er tat es. Er stöhnte dabei auf. Das Gesicht, das immer mehr dem Schauspieler Walter Matthau glich, bekam ein noch ausgeprägteres Faltenmuster, und Tanner schüttelte den Kopf so heftig, daß der Hut sich beinahe selbständig machte und davonflog. »Das gibt es nicht, Suko, meine Güte.«

Die beiden Männer reichten sich die Hände. Tanner sagte: »Wo der eine ist, da ist der andere auch nicht weit.«

»Diesmal nicht.«

»Sondern?«

»John ist in seiner Wohnung. Er leidet noch unter Kopfschmerzen. Aber das ist ein anderes Thema. Was treibt dich denn her? Hat man dich alarmiert?«

»Nein, nicht direkt. Ich hörte im Polizeifunk von einem rätselhaften

Todesfall, bin aber zu spät gekommen, um die Leiche noch besichtigen zu können. Stimmt es denn, was der Doc erzählt hat?«

»Leider.«

Tanner rieb seine Nase. »Wie ich dich kenne, Suko, hast du bereits eine Theorie.«

»Kaum.«

»Brauchen Sie mich noch?« fragte der Arzt. »Ich habe in einer halben Stunde einen Termin, den ich ungern verschieben möchte…«

»Doc, Sie können gehen«, sagte Suko, »und danke für Ihre Mühe.«

»Nicht der Rede wert.«

Tanner und Suko warteten, bis der Arzt außer Hörweite war. Um reden zu können, suchten sie sich einen anderen Platz. Abseits der Kassen blieben sie stehen, wo Tanner natürlich seine Neugierde nicht mehr im Zaum halten konnte und von Suko die Einzelheiten erfuhr, die er auch John Sinclair mitgeteilt hatte. Tanner war ein Freund und ein Mann, auf den man sich hundertprozentig verlassen konnte. Er würde sich nicht einmischen, denn er kannte seine Grenzen.

Natürlich kam er auf die Umstände des Todes zu sprechen und auf das dritte Auge. Er konnte sich nur nicht vorstellen, daß so etwas existierte.

»Das dritte Auge gibt es, Tanner. Diejenigen Menschen nennt man Psychonauten…«

»Nie davon gehört.«

»Die meisten Menschen kennen sie nicht.«

»Und was haben sie mit euch zu tun?«

Suko hob die Schultern. »Das wird sich noch herausstellen. Jedenfalls bin ich der Meinung, daß ich hier mitten in ein Hornissennest gestoßen bin.«

»Also brauche ich mich darum nicht zu kümmern?«

»So ist es.«

Tanner nickte. »Was willst du jetzt tun?«

»Shao suchen. Es bereitet mir allmählich Sorgen, daß sie noch nicht zurück ist.«

Tanner runzelte die Stirn. Seine Haut nahm eine leichte Röte an. »Glaubst du denn, daß sie diesen Jungen mit den goldenen Augen gefunden hat? Bist du davon überzeugt?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Ich hoffe, daß es nicht geschehen ist. Shao ist eine Frau, die keine Angst hat. Sie wird ihn bestimmt angesprochen haben…«

»Und hat möglicherweise das Falsche gesagt.«

»Richtig, Tanner.«

»Alleine brauchst du sie nicht suchen, Suko. Ich bin dabei. Meine Frau weiß sowieso, daß ich später komme. Wo sollen wir anfangen?«

»Wenn ich das wüßte…«

»Sie hat den Supermarkt verlassen und ist über den Parkplatz gegangen, denke ich.«
»Das nehme ich an.«
»Dann laß uns dort beginnen.«
Suko nickte nur, denn sprechen konnte er nicht. Seine Kehle saß zu, die Sorge um Shao fraß tief in ihm, und er spürte auf dem Rücken einen kalten Schauer. Gleichzeitig war er dankbar, Tanner an seiner Seite zu wissen, denn vier Augen sahen mehr als zwei…

***

Ich war zwar nicht sauer, aber mein Zustand hatte sich trotzdem radikal verändert. Verschwunden war die Lethargie, in meinem Innern spürte ich wieder die Unruhe oder das Jagdfieber, das der Anruf meines Freundes bei mir ausgelöst hatte.
Es hatte einen Toten gegeben. Der Mann war Psychonaut gewesen, und da klingelten bei mir natürlich alle Alarmglocken. Es war mir jetzt unmöglich, in meiner Wohnung zu bleiben und darauf zu warten, daß Suko Aufhellung in das Dunkel des Falls brachte. Ich mußte selbst etwas tun, sonst drehte ich in den eigenen vier Wänden noch durch. Beim Blick in den Spiegel fiel mir natürlich das Pflaster wieder auf, ich ignorierte es ebenso wie die Kopfschmerzen, die sich in Grenzen hielten.
Um derartige Kleinigkeiten konnte ich mich jetzt nicht mehr kümmern, hier ging es um eine Tat, die aufgeklärt werden mußte.
Zum Glück wußte ich, wo der Supermarkt lag. Allerdings zu weit weg, um zu Fuß gehen zu können, deshalb fuhr ich in die Tiefgarage, wo der Rover stand, der aussah wie eine graue Maus, weil auf seinem Lack eine Staubschicht lag.
Ich stieg ein, startete und fühlte mich erst jetzt wieder als ganzer Mensch.

***

Shao kämpfte um ein Quentchen Luft, aber der Hundesohn mit der Seidenschlinge ließ ihr keine Chance. Er hatte sie zur Seite gezerrt, ihre Füße schleiften über dem Boden, und sie selbst befand sich in einer Schräglage. Hinzu kam, daß dieser Mann noch einen Arm über ihre linke Schulter gelegt hatte, sie so noch zusätzlich festhielt, und der Kerl mit dem Pferdeschwanz bereits nahe der Büsche stand und die Zweige zur Seite geschaufelt hatte, damit Platz genug war, um die beiden hindurchzulassen. Die Sträucher wuchsen zwar sehr dicht, hinter ihnen aber gab es eine kleine Lücke, vergleichbar mit einer Lichtung, auf der Gras wuchs. Es war der Hotelgarten, wo noch die Tische und Stühle vom Sommer her standen.
Der Mann wuchtete Shao auf den Boden, und sie fürchtete sich bei dieser Bewegung davor, erdrosselt zu werden, aber der Flachgesichtige

machte die Bewegung mit und lockerte sogar die Schlinge, als Shao auf dem Rücken lag.

Der Würger kniete hinter ihr, bereit, die Schlinge sofort wieder zuzuziehen, sobald sich Shao falsch bewegte.

Der Pferdeschwanz stand vor ihr. Er hatte sich leicht gebückt, seine Arme ausgestreckt und die Hände auf die Oberschenkel gelegt. Mit einem kalten Lächeln auf den Lippen starrte er die Gefangene an, die zunächst einmal froh war, wieder etwas durchatmen zu können, auf dem Rücken lag, ihren Oberkörper aufbäumte, den Mund weit aufgerissen hielt und nach Luft rang.

Ihr Herz klopfte schnell und überlaut. Shao hatte Mühe, den Schock zu überwinden, so dauerte es eine Weile, bis sie sich wieder einigermaßen normal fühlte.

»Kannst du reden?« Der Pferdeschwanz hatte die Frage gestellt.

»W… weiß nicht…« Die Worte waren kaum zu verstehen gewesen. Nicht mehr als ein heiseres Flüstern oder Krächzen, und der Pferdeschwanz schüttelte den Kopf.

»Du solltest dich nicht so anstellen.«

»Meine Kehle, sie… sie…«

»Schon gut, ich gebe dir noch eine Minute.« Er schaute demonstrativ auf seine Uhr, und der zweite Typ lockerte den Druck der Schlinge noch weiter.

Mit der Atmung klappte es bei Shao besser, auch wenn sie bei jedem Luftholen den Schmerz spürte.

Sie war schon in der Lage, wieder über sich und ihr Schicksal nachzudenken, und sie fragte sich natürlich, was die beiden Araber mit ihr vorhatten. Sie würden sie fragen, sie brauchten Antworten, denn Shao selbst hatte sie durch ihre Rederei unsicher gemacht, und sie war schon jetzt soweit, daß sie ihr forsches Vorgehen bereute. Sie gab zu, den Fall nicht richtig eingeschätzt und überblickt zu haben. Jetzt mußte sie die Folgen tragen, und sie glaubte auch nicht daran, daß es den Kerlen schwerfallen würde, sie hier hinter den Büschen umzubringen.

Der Pferdeschwanz nickte. »Die Minute ist um.«

»Ja, ja, ich denke.«

»Dann möchte ich etwas von dir hören.«

»Was denn?«

»Die Polizei.« Er lächelte. »Kommen wir wieder auf die Polizei zu sprechen. Was weiß sie?«

»Keine Ahnung.«

Der Frager nickte und augenblicklich zog der zweite Mann hinter Shao die Schlinge wieder straff.

Die Chinesin riß den Mund auf. Der Schmerz tobte durch ihren Hals und die Kehle. Für einen Moment verschwamm der Anblick des vor

ihr Stehenden und kehrte wieder zurück, als Shao die Chance zu einem weiteren Durchatmen bekam.
»Noch einmal: Was weiß sie?«
»Sie hat den Jungen gesehen.«
Der Araber verzog das Gesicht und zeigte die Zähne. »Den Jungen gesehen? Im Supermarkt?«
»Ja.«
»Das kann nicht sein. Es waren keine Polizisten dort.«
»Doch, doch…«
»Wieso?«
»Zufall.«
Der Pferdeschwanz verzog sein Gesicht noch breiter. Dann schüttelte er den Kopf. »Zufall, wie sich das anhört. Dann bist du auch nur zufällig dort gewesen, oder?«
»Das stimmt!« keuchte sie.
»Aber du weißt sehr gut Bescheid. Du hast dir gewisse Dinge zusammenreimen können. Das kann einfach kein Zufall sein. Du bist eine Person, die man im Auge behalten muß.«
»Ich weiß zuwenig. Ich war nur da, um einzukaufen. Das müssen Sie mir glauben.«
»Und du hast den Mann sterben sehen.«
»Auch das!«
»Alles?«
»Wieso?«
Der Araber beugte sich vor und senkte dabei seine Stimme. »Hast du an ihm etwas Besonderes entdeckt?«
Shao überlegte, und sie wußte, daß sie ihre Sache dabei gut machen mußte. Auf keinen Fall durfte sie zeigen, daß es ihr etwas besser ging, deshalb zeigte ihr Gesicht wieder diesen gequälten Ausdruck. Ihre Gedanken turnten durch das Gehirn. Immer wieder fragte sie sich, ob sie die Wahrheit sagen sollte. Schon einmal hatte sie sich einen Schritt zu weit vorgewagt. Wenn sie den nächsten ging, stand sie nicht mehr im Schlamm, sondern in der Flußmitte, wo sie leicht versinken konnte.
Als der Pferdeschwanz seine Augenbrauen hob, zog sich die Haut auf ihrem Rücken zusammen. Sie wußte, daß sie sich jetzt nicht um eine Antwort herumdrücken konnte, und sie deutete auch im Liegen ein Kopfschütteln an.
»Nicht?«
»Nein, nein«, keuchte sie. »Es tut mir leid, ich habe nichts gesehen, wirklich nicht.«
Das leise Lachen der beiden Männer erzeugte einen erneuten Schauder auf ihrem Körper. Dann hörte sie die Stimme des Sprechers, flüsternd und gefährlich. »Du weißt sehr gut Bescheid, meine Liebe, zu

gut. Deshalb kann ich dir deine Antwort nicht glauben.«

»Aber er ist gestorben!«

»Stimmt…«

Nur dieses eine Wort hatte der Araber gesagt. Die Buchstaben schienen von seinen Lippen versickert zu sein, aufgesaugt von der kühlen Luft des frühen Abends und der Dunkelheit, die auch aus dem hohen Himmel niederfiel, obwohl sich dort die Sterne wie Funken abmalten und der Mond als Kreis zwischen ihnen stand.

Shao war am gesamten Körper schweißgebadet. Sie dachte daran, in welch haarsträubende Situationen sie sich bereits befunden hatte. Sie, die letzte in der langen Ahnenreihe der Sonnengöttin Amaterasu, die sie für eine Weile in ihrem Reich behalten hatte.

Da war ihr nichts passiert, das große Grauen hatte sie auf der Erde erlebt, so wie hier, und die seelische Kälte der beiden Araber übertönte die des Abends.

»Wir glauben dir nicht, Lady…«

Leise waren die Worte gesprochen worden, aber sie hatten doch so endgültig geklungen. Es sollte also sein. Sie sollte hier, mitten in London und nicht mal eine Steinwurfweite von zahlreichen Zeugen entfernt, ihren Tod finden.

Der Araber gab Shao noch eine letzte Chance. »Oder ist dir doch etwas eingefallen?«

Aufpassen, hinhalten. Trotz ihrer lebensbedrohenden Lage ordnete sie ihre Gedanken. Sie ignorierte das scharfe Ziehen in ihrer Kehle. Hinzu kam der Druck im Hals. Sie konnte ihm nicht widerstehen.

Ihr war übel geworden, auch von der Angst, die durch ihren Körper tobte. Hin und wieder sah sie das dunkle Firmament wie einen sich bewegenden Schatten.

Der Kerl mit dem flachen Gesicht sprach wieder zu seinem Partner. Aber so, daß Shao ihn verstand.

»Sie will wohl nicht.«

»Das denke ich auch.«

Shaos Gedanken drehten sich auch weiterhin um einen Ausweg. Der Druck der Würgeschlinge hatte zwar etwas nachgelassen, doch er war noch da.

Suko, John…

Sie würden nach ihr suchen. Zumindest Suko, der sich einfach Sorgen machen mußte. Ihr Fernbleiben war nicht normal, da lag etwas in der Luft, das er spüren mußte.

Er hatte möglicherweise den Supermarkt verlassen und schaute sich in der Umgebung um. Wenn das stimmte, dann war es auch möglich, daß er in ihre Nähe kam…

»Also nicht!« Die Stimme des Arabers klang emotionslos und unterbrach Shaos Gedanken.

»Doch…« Dieses eine Wort würgte sie hervor. Genau in dem Moment, als sie glaubte, die Schlinge wieder stärker zu spüren, was Einbildung sein konnte, aber nicht mußte, und sie hatte genau im richtigen Augenblick reagiert, denn der Mann mit der Schlinge lachte.

»Das ist deine letzte Chance.«

Shao wagte es nicht, sich zu bewegen. Unter ihr spürte sie die feuchte Kälte des Erdbodens. Über ihr standen die Schatten der Killer. »Ich… ich… habe etwas gesehen. Da war das Blut, das Blut…«

Pause.

»Na und?«

»Der hat das Blut gespuckt. Es drang aus seinem Mund. Es kam wie ein Schwall. Der Mann war tot, als er noch stand. Ich sah immer nur das Blut aus seinem Mund -…«

»Und weiter?«

»Dann starb er.«

Der Araber lachte. »Wie ist er denn gestorben?«

»Er hat doch das Blut…«

»Mehr, Lady, ich will mehr wissen. Was ist da alles passiert, zum Teufel?«

»Nichts mehr. Überhaupt nichts…«

»Wirklich nicht?«

»Nein, nein«, würgte Shao hervor. »Ich kann es euch nicht mehr sagen. Das ist einfach grauenhaft. Ich habe… ich… habe… es kam zur Panik. Die Menschen waren Zeugen.«

»Sahen Sie auch den Jungen?«

»Weiß nicht…«

»Du lügst!« Der Araber wurde wütend. »Ich hasse Frauen, die lügen. Ich habe sie schon immer gehaßt. Ich spüre genau, daß du mich reinlegen willst. Dein Tod ist beschlossene Sache. Zuwenig hast du zugegeben. Du bist dem Jungen gefolgt. Du wolltest das Kind sehen. Du hast gespürt, daß…«

»Töte sie endlich!«

Shao verkrampfte nach diesen Worten. Sie wollte sich noch wehren, das war nicht mehr nötig, denn die leise gesprochenen Worte hörten sie alle drei.

»Sie wird nicht getötet! Weg mit der Schlinge!«

***

Beinahe hätte Shao gelacht oder auch geschrieen. Sie wußte es nicht genau. Es stimmte jedoch, daß sie die Stimme des Jungen vernommen hatte. Sie sah ihn nicht, aber er mußte es einfach sein, es gab keine andere Möglichkeit, und die beiden Araber änderten ihr Verhalten blitzschnell. Sie stellten sich auf die neue Lage ein, denn der Befehl des Jungen hatte bei ihnen gefruchtet.

Der Druck der Schlinge ließ nach. Der Hals war plötzlich wieder frei. Shao konnte Luft holen, sie atmete auch tief ein und schaffte es irgendwie, sich hinzusetzen, aber die Folgewirkungen waren schlimm. Der Rachen war wund und schmerzte. Auf dem Weg in die Kehle schien sich die Luft in Säure zu verwandeln. Vor ihren Augen drehte sich die Welt. Shao hob die Arme an und preßte die Hände gegen ihr Gesicht, wobei sie durch die Lücken der gespreizten Finger nach vorn sehen konnte und dort die beiden Araber erkannte, die allerdings nicht allein waren, sondern wie zwei Leichenwächter rechts und links eines Kindes standen, das seinen Blick auf Shao gerichtet hielt.

Der Blick der goldenen Augen!

Es war kein Traum, den Shao erlebt hatte. Es entsprach den Tatsachen. Dieses Kind hatte goldene Pupillen, zwei strahlende Sonnen in den Augen, und die waren genau auf Shao gerichtet.

Hinter dem Gebüsch verlor sich kein Licht. Trotzdem entdeckte Shao das Lächeln auf den Lippen des für sie namenlosen Jungen. Sie sprach ihn nicht an. Auch wenn ihr Lebensretter vor ihr stand, brachte es einfach nicht fertig, einen Laut hervorzubringen, hinzu kam die plötzliche Wende des Falls. Eben noch in allerhöchster Lebensgefahr, war dann die überraschende Wende eingetreten.

Der Pferdeschwanz rollte seine Schlinge zusammen und steckte sie ein. Er und auch sein Kumpan standen zwar in der Nähe, beide aber hatten eine demütige Haltung eingenommen, als wären sie Diener, einzig und allein auf ihren König fixiert.

Der Junge sagte nichts mehr. Er ging auf Shao zu und streckte ihr seine Hand entgegen. Eine Geste der Freundschaft, und Shao überlegte einen Moment, ob sie die Hand tatsächlich annehmen sollte oder ob alles nur ein weiterer Trick war. Schließlich arbeiteten die Araber und der Junge zusammen.

Das Zögern fiel ihm auf. Er lächelte Shao an, als er sagte: »Du kannst sie ruhig anfassen.«

Die Worte hatten der Chinesin die Brücke gebaut. Sie machte auch ihren Arm lang, umfaßte die Hand und bemerkte schon im selben Augenblick die Veränderung.

Von der Hand des Jungen ging etwas aus, das sie nur mit einem Strom der Kraft bezeichnen konnte.

Es war etwas Unerklärliches oder Unbeschreibliches, das durch ihren Körper drang und sie sowohl die Angst als auch die Mattheit vergessen ließ. Sie spürte ein Vertrauen, das sie dem Jungen entgegenbrachte, und als sie zitternd auf den Beinen stand, wunderte sie sich darüber, daß sie nicht fiel.

Der Junge lächelte noch immer, als er ihre Hand losließ. »Es war nicht so gemeint«, sagte er. In seiner Stimme klang Bedauern mit. »Hast du Schmerzen im Hals?«

Shao konnte nur nicken.

Der Junge, der redete wie ein Erwachsener, hob seine Arme an und streckte ihr die Hände entgegen.

Seine Finger erreichten Shaos Hals, sie strichen an beiden Seiten mit den Kuppen darüber hinweg.

Shao wollte die Augen nicht schließen, sie mußte es einfach tun und sich den streichelnden Fingern hingeben.

Es war so wunderbar. Diese Sanftheit gefiel ihr, aber das war nicht alles. Sehr schnell bekam sie die heilenden Hände oder Kräfte des Jungen zu spüren.

Die Schmerzen verschwanden. Sie huschten aus ihrem Körper. Shao konnte es kaum glauben. Als der Junge die Hände wieder sinken ließ, da atmete sie tief durch.

Es klappte.

Der zweite Atemzug!

Auch bei ihm spürte sie kein Kratzen mehr im Hals. Innen und außen waren die Verletzungen verschwunden. Hätten nicht die beiden Araber in der Nähe gestanden, so hätte Shao geglaubt, nur einen Traum erlebt zu haben.

Der Junge lächelte noch immer. Von irgendwoher erreichte ein Lichtschimmer sein Gesicht und gab ihm auf der rechten Seite einen warmen Anstrich. »Ich spüre, daß du etwas Besonderes bist«, begann er zu sprechen, und Shao wunderte sich nicht mal darüber, daß er auch ihre Sprache beherrschte, bei ihm war eben alles perfekt. Er war ein Wesen, das über den anderen stand. »In dir ist etwas, das mich irritiert hat, aber es ist nichts Schlechtes. Du bist ein Mensch, doch ich spüre, daß du aussiehst wie jemand, der woanders hingehört. Du lebst zwischen den Welten. Du bist… nein, du hast etwas hinter dich gebracht, das ich nicht greifen kann, das aber vorhanden ist…«

»Was willst du?« flüsterte Shao in seine Worte hinein.

»Ich will, daß du am Leben bleibst. Sie haben die falsche Person erwischt. Ich will mich bei dir entschuldigen. Du hast mit den anderen nichts zu tun.«

»Mit welchen anderen?«

»Mit den Männern, die mich fangen wollen. Sie werden mich nicht finden, ich werde sie finden und mich rächen. Vergiß mich. Vergiß mich schnell. Ich wünsche dir viel Glück in deinem weiteren Leben.« Sein Gesicht verschloß sich. »Du solltest den Ratschlag wirklich annehmen. Man muß mich vergessen, obwohl es dir schwerfallen wird. Ich weiß nicht, ob ich dich noch einmal retten kann…«

Seine Worte waren leiser geworden, aber nicht, weil er die Stimme gesenkt hätte, er war zurückgetreten. Mit kleinen Schritten entfernte er sich von Shao, und auch die beiden Aufpasser gingen mit ihm. Sie durchbrachen das Gebüsch, und Shao stellte sich wieder die Frage, ob

sie alles nur geträumt hatte.
Sie wußte es nicht genau.

***

Suko spürte, wie seine Unruhe von Sekunde zu Sekunde zunahm, denn die Suche nach Shao hatte bisher keinen Erfolg gezeigt. Obwohl auch Tanner in die Lücken zwischen den abgestellten Fahrzeugen geschaut und auch in die Wagen selbst gesehen hatte, hatte er Shao nicht gefunden.

Einige Male waren sie aufgefallen, weil sie dicht an fremden Fahrzeugen entlangschlichen. Da hatten sie den Besitzern immer erklären müssen, wer sie waren. Also brauchte niemand zu befürchten, daß die Fahrzeuge gestohlen würden.

An der großen Einfahrt trafen sie wieder zusammen, beide sehr geknickt, und sie schauten sich an wie zwei Verlierer. Sie hatten sich an die Seite gestellt, um die ein- und abfahrenden Fahrzeuge nicht zu stören, und ihre Blicke waren auf den würfelförmigen Bau des Hotels gerichtet. Vor dem Hotel zog sich ein breiter Weg hin, der an der linken Seite von einem Buschgürtel begrenzt wurde.

Er wuchs ziemlich hoch, dahinter lag ein kleiner Parkplatz, der an den Hotelgarten grenzte. Die helle Lampe sah aus, als würde sie in der Luft schweben.

»Sie kann sich nicht in Luft aufgelöst haben«, murmelte Suko.

Tanner gab ihm recht. Er tendierte zu einer Entführung.

»Und wer?«

»Keine Ahnung.« Tanner strich über die Krempe seines alten Filzhutes. »Ich gehe ja von anderen Bedingungen aus als du. Du beschäftigst dich mit Dämonen und Geistern, ich habe mit normalen Verbrechern zu tun, und Gründe für ein Kidnapping wird es genug geben. Gerade bei einer Person wie Shao.«

»Kann sein«, sprach Suko vor sich hin. »Nur denke ich noch einen Schritt weiter, und der ist nicht gut.«

»Was meinst du damit?«

»Ganz einfach. Es kann durchaus noch eine Steigerung geben. Du verstehst, was ich damit sagen will?«

»Ja, aber daran glaube ich nicht.«

Suko saugte den Atem durch die Nasenlöcher ein. »Shao hat Feinde, ich habe Feinde. Wir haben etwas gesehen, aus dem wir die richtigen Schlüsse ziehen können, im Gegensatz zu anderen Zeugen, das darfst du niemals vergessen. Menschen, die auf eine bestimmte Art und Weise morden, schrecken auch nicht davor zurück, irgendwelche Zeugen umzubringen. Dieser Junge mit den goldenen Augen ist etwas Besonderes, und er ist vor allen Dingen rücksichtslos. Er geht buchstäblich über Leichen, und er wird auch Shao nicht geschont

haben.«

Der nach außen hin so rauhbeinige Tanner spürte, daß Suko etwas Trost brauchte. Er legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Hör zu, mein Freund, so leicht stirbt man auch nicht. Geh davon aus, daß Shao nicht unmittelbar beteiligt ist. Wir werden sie finden. Die Suche hier auf dem Parkplatz war erst der Anfang.«

Suko, der mit seinen Gedanken noch immer woanders war, fragte: »Und wo willst du weitermachen?«

»Ich werde Kollegen alarmieren, die auch in der Umgebung fragen. Es ist nicht sicher, daß Shao auf dem Parkplatz verschwunden ist. Dort drüben siehst du ein Hotel. Vielleicht haben irgendwelche Gäste etwas mitbekommen, da kommt eines zum anderen. Wir sollten jedenfalls alle Möglichkeiten ausschöpfen.«

»So siehst du es.«

»Komm mit.« Tanner faßte Sukos Arm an und wollte ihn über die Straße ziehen, aber er mußte zurückspringen, weil ein Fahrzeug sehr schnell in eine Linkskurve hineinjagte, um auf den Parkplatz zu fahren. Bevor der Chief Inspector sich noch beschweren konnte, wurde der Wagen hart neben ihnen abgebremst. Die Fahrertür flog auf, und einen Moment später staunten beide…

***

Ich hatte den Wagen verlassen, nachdem ich ihn dicht vor Suko und Tanner gestoppt hatte. Daß ich Tanner neben Suko fand, hatte meinen Herzschlag um einiges in die Höhe getrieben, schließlich gehörte er der Mordkommission an, und es lag einfach auf der Hand, daß ich dabei sofort an Shao dachte.

Mit einem wuchtigen Stoß flog die Tür zu. Ich war kreidebleich geworden, verzichtete auf eine Begrüßung und fragte sofort nach Shao.

»Sie ist verschwunden, John«, antwortete Suko.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. »Nur verschwunden?«

»Ja.«

»Was dachtest du denn?« fragte Tanner.

Ich hob die Schultern und wollte nicht so recht mit der Sprache herausrücken. »Nun ja, als ich dich entdeckte, da klingelte es in meinem Kopf Alarm…«

»Nein, nein, es ist Zufall, daß ich hier bin.« Er erklärte mir mit zwei Sätzen, weshalb er neben Suko stand, und dann war mein Freund und Kollege an der Reihe, um mir zu berichten, was passiert war.

Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Konnte zugleich nicht die Gänsehaut ignorieren, die über meinen Rücken hinwegfloß, und auch die Trockenheit in meiner Kehle wollte zunächst nicht verschwinden. Bevor ich die beiden unterstützen konnte, mußte ich

meinen Wagen zur Seite fahren, der anderen Fahrzeugen im Weg stand. Deren Fahrer hatten bereits lautstark protestiert.

Ich fand in der Nähe eine leere Parktasche, löschte die Scheinwerfer und ging den Weg wieder zurück. Wohl war mir nicht, denn Shaos Verschwinden konnte alles bedeuten, sogar das Schlimmste.

»Ein Psychonaut. Was schließt du daraus, John?«

»Daß jemand Jagd auf die Psychonauten macht.«

»Nicht nur jemand, John. Es ist der Junge. Es ist der Junge mit den goldenen Augen. Ein Kind, mit dessen Existenz ich einfach nicht zurechtkomme. Ich denke, daß es dir ebenso ergehen wird.«

»Ein Kind, das verschwunden ist«, sagte Tanner. Er stieß seinen Hut zurück. »Zusammen mit Shao. Zwischen ihnen muß es einfach einen Zusammenhang geben. Shao hat meiner Ansicht nach einen Fehler begangen. Sie hätte den Jungen nie und nimmer verfolgen dürfen. Es muß ihm aufgefallen sein, und er wird seine Konsequenzen daraus gezogen haben, wie auch immer.«

Suko nickte. »Ja, wie auch immer…«

Ich wußte, was die beiden Männer vorgehabt hatten. Deshalb drängte ich darauf, in das Hotel zu gehen, um dort Fragen zu stellen. Es war nur eine schwache Chance, etwas herauszubekommen, aber immer noch besser, als gar nichts zu tun.

»Gut, dann werden wir uns die Sache mal anschauen.« Ich machte den Anfang und überquerte als erster die Straße, an deren anderer Seite der Parkplatz begann und auch der mit Kies und Schotter bestreute Weg, der zum Hoteleingang hochführte.

Meine Kopfschmerzen waren noch nicht verschwunden, aber die Probleme, die jetzt auf mich zukamen, hatten Priorität. Sie waren lächerlich im Vergleich zu denen, die mich persönlich betrafen.

Das Licht der Eingangsbeleuchtung strahlte zurück bis auf den Weg. Unsere Gestalten malten sich darin ab, bevor wir noch die Treppe erreicht hatten. Ich wartete auf Tanner und Suko, drehte mich zu ihnen um und hörte aus der anderen Richtung plötzlich Tritte. Sie klangen etwas unsicher und waren mir deshalb aufgefallen.

Ich schaute hin, sah eine Gestalt, die sich dem Licht näherte, und dann gellte ein Schrei aus Sukos Mund.

»Shao!«

Er flog seiner Partnerin entgegen. Suko schien zu fliegen und kaum den Boden zu berühren, aber auch Shao lief auf ihn zu, und sie warf sich in seine Arme.

Ich atmete tief durch, stieß danach erleichtert die Luft aus, denn Shao hatte auf mich den Eindruck gemacht, als wäre ihr nichts geschehen. Das sagte auch Chief Inspector Tanner, der sich neben mich gestellt hatte und seine Zufriedenheit durch brummelnde Worte ausdrückte. »Es ist noch mal gutgegangen«, hörte ich ihn sagen.

»Ja, zum Glück.«
Suko und Shao hatten sich voneinandergelöst. Shao redete heftig auf ihren Partner ein. Wir konnten nichts verstehen, was sich änderte, als Suko Shao zu uns führte. »So, jetzt wirst du alles noch einmal erzählen können.«
Wir standen im Licht. Shao fiel mir ebenso um den Hals wie Tanner, der etwas verlegen war, sich dann aber fing und tief durchatmete. »Ich denke, daß du uns einiges zu berichten hast.«
»Und wie.«
»Sie ist haarscharf mit dem Leben davongekommen«, erklärte Suko.
»Und wer hat sie gerettet?« wollte ich wissen.
»Der Junge.«
»Bitte?«
»Der Reihe nach, John, laß sie der Reihe nach erzählen.«
Das wollte Shao auch. Zuvor warf sie einen scheuen Blick auf die Hotelfassade und zog sich dann zurück, bis wir drei im Schatten standen. Dort erst begann sie mit ihrem Bericht. Sie stand noch immer unter dem Eindruck des Erlebten. Manchmal überschlug sich ihre Stimme, dann wurde sie wieder leiser, sie bekam auch einen Schauer oder schüttelte hin und wieder den Kopf, als könnte sie das, was da geschehen war, alles nicht fassen. Sie verkrampfte ihre Hände ineinander, schaute mal dorthin, wo der Überfall stattgefunden hatte, und kam schließlich auf ihre Rettung zu sprechen.
»Der Junge hat in mir etwas Besonderes erkannt. Deshalb wollte er nicht, daß ich getötet wurde.«
»Denkst du an deine Vergangenheit?« fragte Suko.
»Ja, so ist es.«
»Und weiter?«
»Nun ja, er hat mich nicht als Feindin eingestuft, das ist es wohl gewesen.«
»Aber seine Killer hätten dich getötet!« stellte Suko fest.
»Davon mußte ich leider ausgehen.«
»Wo können sie jetzt stecken?« fragte ich.
Shao hob die Schultern.
Ich deutete mit dem Daumen über meine rechte Schulter. »Vielleicht im Hotel?«
»Möglich. Obwohl ich daran nicht glauben will.«
»Aber irgendwo müssen sie ja hergekommen sein.«
Shao nickte. »Das ist richtig. Nur kann ich nichts Konkretes sagen. Ich kenne nicht mal Namen.«
»Kein Problem«, sagte der Chief Inspector. »Der Junge mit den goldenen Augen ist so auffällig, daß ihn kein Hotelangestellter übersehen kann. Da muß man einfach Bescheid wissen.«
Der Meinung war ich auch, drehte mich als erster um, stieg die drei

Stufen hoch und schaute zu, wie die Scheiben der Eingangstür zur Seite wichen.

Vor mir lag ein kleines Foyer. Ich schaute direkt auf die Rezeption, hinter der ein dunkelhaariger Mann mit einem fast pechschwarzen Bart stand und hochblickte, als wir zu viert sein Hotel betraten.

Er schob die Ärmel seines weißen Hemdes hoch, zupfte an seiner schwarzen Weste und versuchte so etwas wie ein Lächeln.

Die Begrüßung fiel knapp aus, und er sprach darüber, daß es schwierig werden würde, uns drei Zimmer zu besorgen.

Ich schüttelte den Kopf, merkte die Stiche und ließ es bleiben. »Hören Sie zu, wir möchten nicht bei Ihnen wohnen, sondern nur eine Auskunft haben.«

Er runzelte die Stirn. »Auskunft…?«

»Ja«, sagte Tanner. »Es geht um drei ihrer Gäste, denke ich.«

»Tut mir leid, aber über meine Gäste kann ich nicht…« Er stockte, als ihm Tanner die Dienstmarke entgegenhielt. »Polizei…?«

»Ja.« Tanner deutete auf Suko und mich. »Das sind meine Kollegen. Bleiben Sie auch weiterhin bei Ihrer Meinung?«

Der Bärtige nagte an der Lippe.

»Nun ja, mit der Polizei sollte man sich gut stellen.«

Tanner lächelte süffisant. »Sie haben es wunderbar begriffen, mein Lieber.«

»Wie lauten die Namen der Gäste?«

Shao übernahm die Antwort. Sie strich ihr Haar zurück und beugte sich dem Tresen entgegen. »Die Namen kennen wir leider nicht. Ich kann Ihnen nur die Beschreibung liefern.«

»Ob das etwas bringt…«

»Keine Sorge, man kann sie nicht übersehen, denn sie sind zusammen mit einem Jungen.«

Der Bärtige trat einen Schritt zurück. »Ach ja, das stimmt.«

»Die Namen!« flüsterte Tanner. »Hamet.«

»Wie bitte?«

»Das sind die Gebrüder Hamet. Unter diesem Namen sind sie hier bei uns eingetragen.«

»Woher kommen sie?« fragte Suko.

Der Kopf des Hoteliers ruckte herum. »So genau weiß ich es nicht. Sie haben Ägypten angegeben, glaube ich.«

Suko, Shao und ich schauten uns an. Ägypten also. Der Name hatte uns aufhorchen lassen, denn mit Ägypten verbanden zumindest wir zahlreiche Rätsel und Geheimnisse, und auch die Psychonauten spielten dabei eine nicht eben kleine Rolle. Sie waren es doch, die das Rätsel der Cheopspyramide lösen wollten, um an das geheime Wissen heranzukommen.

»Sind die Männer auf ihren Zimmern?« erkundigte ich mich.

»Das weiß ich nicht. Sie haben unsere einzige Suite gemietet.«
»Wo finden wir sie?«
»In der zweiten Etage, Nummer 1.«
»Danke.«
»Wollen Sie denn hoch?«
»Ja«, sagte Tanner und beugte sich über den Tresen. »Wir wollen hoch, und wir wollen auch, daß Sie auf keinen Fall nach oben hin telefonieren, sage ich mal.«
»Das würde ich niemals tun.«
»Recht so.«
Bis zum zweiten Stock war es nicht weit, und da nahmen wir natürlich die Treppe. Zwei Ägypter und ein Junge mit goldenen Augen, dazu ein toter Psychonaut. Ich war gespannt, was uns noch alles erwartete und zog schon auf der Treppe meine Waffe…

***

Die kleine Hotelsuite bestand aus mehreren Räumen. Da war einmal der Wohnraum, von dem aus ein offener Durchgang zum Schlafzimmer führte, an das sich das geräumige Bad anschloß. Es gab noch einen Flur mit eingebautem Kleiderschrank und eine Gästetoilette. Die Suite war nicht prunkvoll eingerichtet, aber es ließ sich darin leben, auch wenn die Kissen der Sitzgruppen schon arg strapaziert worden waren. Die Couch und die Sessel hatten ihre Plätze nahe der Fenster gefunden, die dicht nebeneinander lagen, wobei die Scheiben wegen der zugezogenen graugrünen Vorhänge nicht zu sehen waren.
Der Junge mit den goldenen Augen saß in einem der beiden Sessel. Er hatte eine steife Haltung eingenommen. Die Hände hatte er gefaltet und in den Schoß gelegt. Er starrte ins Leere. Er machte einen nachdenklichen Eindruck, als würde er es bereuen, die Frau freigelassen zu haben. Der Pferdeschwanz saß ihm gegenüber, beobachtete das Gesicht des Jungen, während sich sein Bruder zwischen Wohnraum und Flur aufhielt wie ein Wachhund.
Beide Männer trugen dunkle Kleidung. Sie hätten auch bei hellstem Sonnenlicht düster und gefährlich gewirkt.
»Es war nicht gut, Kinok, was du da getan hast«, sagte Hamet. »Gar nicht gut.«
Der Junge runzelte die Stirn. »Sie gehört nicht zu ihnen, das habe ich gespürt.«
»Aber sie ist eine Zeugin gewesen. Sie hat dich verfolgt. Sie hat wissen wollen, wer du bist.«
»Ja, sie war neugierig.«
»Zu neugierig, und ich traue ihr noch immer nicht. Wir werden wohl von hier verschwinden müssen, denn wir sind aufgefallen. Die Polizei

wird nach einem Jungen mit goldenen Augen suchen, und es wird leicht für sie sein, dich zu finden. Aus diesem Grunde müssen wir noch heute abreisen.«

Kinok hob den Kopf. »Kann man mir etwas nachweisen?«

»Nein, das nicht.«

»Es reicht auch nicht die Aussage der Zeugen.«

»Das weiß man nie. Man wird dich verhören, man wird sich mit dir beschäftigen. Du bist der Junge mit den goldenen Augen. So etwas kann es einfach nicht geben. Du bist ein Phänomen, und du bist jemand, der auf keinen Fall auffallen soll. Dies ist nun vorbei, wir müssen deshalb unser Pläne umstellen. Die Koffer sind gepackt. Nichts wird uns daran hindern, das Hotel hier zu verlassen.«

Kinok sah aus, als hätte er nicht richtig zugehört. Er schaute ins Leere, wie jemand, der mit seinen Gedanken ganz woanders war. »Sie ist etwas Besonderes gewesen. Ich habe es gespürt. Sie ist ein Mensch und trotzdem eine andere Person. Ich schaute sie an und konnte in ihre Seele hineinblicken. Sie umgibt ein Geheimnis, aber ich weiß nicht, welches. Versteht ihr das?«

»Nein«, antwortete Hamet für seinen Bruder gleich mit. »Du sprichst in Rätseln.«

»Ich muß es klären!« Nach diesen Worten stand Kinok mit einem Ruck auf.

»Wie bitte?«

»Ja, ich muß es klären. Ich muß herausfinden, wer diese Frau ist.«

»Vergiß sie!«

Kinok schaute Hamet von der Seite her an. »Vergessen? Nein, ich kann sie nicht vergessen. Sie hat einen unauslöschbaren Eindruck bei mir hinterlassen.« Er nickte sich selbst zu. »Sie wird mich ebenfalls nicht vergessen können.«

Hamet zeigte ein scharfes Lächeln. »Du mußt sie vergessen. Unsere Aufgabe ist wichtiger. Man darf dich nicht so schnell bemerken. Man darf von dir nichts wissen. Man darf nicht erfahren, wessen Kind du bist. Kannst du das nicht verstehen?«

»Alles ist anders geworden. Ich habe nicht geglaubt, daß ich auf jemanden wie diese Frau treffen würde.«

»Hör auf damit! Wir sind als deine Beschützer ausgesucht worden, und wir werden dich beschützen. Wir werden alles von dir fernhalten, was dir gefährlich werden kann. Du bist für die Zukunft sehr wichtig, das weißt du mittlerweile auch.«

»Ich möchte sie aber sehen!«

»Nein!« sagte Hamet mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete.

Der Junge mit den goldenen Auge schaute ihn an, und Hamet kannte diesen Blick genau. Obwohl er ihn schon mehrere Male erlebt hatte,

würde er sich nie daran gewöhnen können, das stand fest, und tief in seinem Innern lauerte die Angst vor diesem Jungen, dessen Kräfte ihm und seinem Bruder unheimlich waren. Hamet wußte, daß ihn Kinok zwingen konnte, das zu tun, was er wollte, aber er wußte auch, daß Kinok auf sie angewiesen war, denn allein kam er in dieser fremden Welt nicht zurecht.

Hamet versuchte es mit einem Lächeln. Er mußte einen Kompromiß finden, mit dem beide leben konnten, und er nickte in den Blick dieser goldenen Augen hinein. »Es ist schon gut«, sagte er, »ich habe mich etwas im Ton vergriffen. Vergiß es, aber erkläre mir, wie dein Plan aussieht. Was hast du dir ausgedacht?«

»Ich denke daran, hier in London zu bleiben.«

»Trotz der Polizei?«

»Sie wird mir nichts beweisen können und euch auch nicht. Auch die Frau wird uns nicht gefährlich werden. Ich habe ihren Hals geheilt. Es sind nicht einmal Druckstellen zurückgeblieben. Man wird ihre Aussage nicht ernst nehmen.«

Hamet überlegte, bevor er sagte: »Heißt es, daß du noch einmal mit ihr zusammentreffen willst?«

»Ja, das ist korrekt.«

»Und warum?«

»Weil sie eine besondere Person ist und ich einfach wissen muß, was hinter ihr steckt.«

»Dann sollen wir sie suchen?«

Der Junge gab keine Antwort. Er war plötzlich sehr still geworden. Er bewegte sich auch nicht mehr. Für die Dauer von ungefähr zehn Sekunden stand er bewegungslos auf dem Fleck, und der Mann mit dem Pferdeschwanz erlebte, wie lang diese Zeit werden konnte. Dann erst drehte sich Kinok herum, schaute zur Tür und streckte gleichzeitig beide Arme aus, als wollte er den anderen Hamet-Bruder heranwinken. Der aber blieb stehen und lauschte den Worten des Jungen.

»Wir brauchen sie nicht zu suchen. Sie spürt wie ich. Wir sind wesensgleich. Auch sie will mich sehen, und sie ist bereits dabei, es zu tun.«

»Wie soll ich das verstehen?« flüsterte der Pferdeschwanz.

»Sie kommt.«

»Was? Hierher?«

Der Junge nickte. »Ja, ich spüre sie. Ich merke, daß sie sich uns nähert. Sie sucht mich und…«

Hamet fluchte leise. Es gefiel ihm überhaupt nicht, wie sich die Dinge entwickelten. Er stand dieser Chinesin anders gegenüber als der Junge, doch in diesem Fall hatte Kinok das Sagen. »Kommt sie wirklich zu uns?« wollte er noch einmal wissen.

»Ja, sie ist da.«
»An der Tür?«
Kinok nickte, und einen Augenblick später schon klopfte es.

***

Auf dem Weg nach oben hatte uns Shao von den heilenden Händen des Jungen berichtet und war dabei regelrecht ins Schwärmen geraten. Sie empfand ihn nicht als Feind, sie wollte mehr über ihn wissen, und die Spur Ägypten ließ dabei auf einiges schließen. Wir hatten das Treppenhaus hinter uns gelassen, und Shao wollte von nun an die Initiative übernehmen. Mit zielsicheren Schritten ging sie über den matt erleuchteten Gang, auf dessen Boden ein rostbrauner Teppich lag.
»Ich spüre seine Nähe«, flüsterte sie. »Ich spüre genau, wo er sich befindet.« Sie drehte einmal den Kopf, um uns anzusehen, die wir hinter ihr gingen. »Laßt mich es machen.«
»Ungern«, sagte Suko.
»Es ist besser.«
»Und die beiden Killer?«
»Ich werde sie gar nicht beachten.«
»Aber sie uns«, murmelte Suko, der ebenfalls seine Waffe gezogen hatte.
Shao hatte die Tür als erste erreicht. Sie wollte nicht, daß wir hinter ihr blieben, und sie machte uns durch Handbewegungen klar, wo wir uns hinzustellen hatten. Rechts und links der Tür bauten wir uns vor der Suite auf.
Erst dann war sie zufrieden und klopfte.
Sehr laut, sehr intensiv. Sie wollte auf keinen Fall überhört werden, und es dauerte nur kurze Zeit, da wurde die Tür geöffnet. Keiner von uns sah, wer dort stand, aber die Stimme des Jungen ließ nicht nur Suko zusammenzucken.
»Du bist es, das wußte ich, denn ich habe dich erwartet. Es ist schön, daß du gekommen bist. Wir müssen miteinander reden. Wir können uns bestimmt helfen.«
Suko und ich verstanden nichts, was ich an der hilflos wirkenden Geste meines Freundes erkannte, als er die Schultern hob. Tanner war sowieso still, aber mir war es nicht recht, daß Shao allein in die Suite hineinging, denn der Junge war bestimmt nicht allein.
»Komm doch herein.«
»Ja, gern.«
Das war der Augenblick, an dem Suko nicht mehr warten wollte. Er ging nach vorn, stand einen Atemzug später hinter Shao und schaute in den Raum hinein.
Ich sah ihn von der Seite, hörte einen Fluch, dann die heftige

Bewegung mit der linken Hand. Shao flog gegen die Wand, und plötzlich ruckte Sukos rechter Arm mit der Waffe in die Höhe, Und dann fiel auch schon der erste Schuß!

***

Der Inspektor war voll konzentriert gewesen. Ihn interessierte nicht so sehr der Junge, für ihn waren die beiden Killer wichtiger, von denen Shao berichtet hatte. Einen dieser beiden Typen sah er. Es war nicht der Mann mit dem Pferdeschwanz, sondern ein schwarzgekleideter Mann, der plötzlich seine Waffe hochriß, als er Suko hinter Shao auftauchen sah. Ein Reflex möglicherweise, aber auch der Wille, es zu beenden, stand in seinen Augen.

Suko war schneller.

Er fegte Shao zur Seite und feuerte.

Die Kugel erwischte den Körper des Mannes und schleuderte ihn zurück.

Sie bestand aus geweihtem Silber, aber sie hatte die gleiche Durchschlagskraft wie ein normales Bleigeschoß.

Der andere kam nicht zum Schuß. Durch den Flur taumelte er in das Zimmer hinein, wo der zweite sicherlich lauern mußte, und Suko jagte dem Getroffenen hinterher.

Er bewegte sich unwahrscheinlich schnell, blieb auch nicht auf seinen Beinen, tauchte kurz vor dem Ende des Ganges nach unten und überwand mit zwei blitzschnellen Rollen die Schwelle.

Der Getroffene fiel zu Boden, aber sein Bruder war noch da. Suko sah ihn, als er sich drehte, und er entdeckte auch den Dolch in dessen rechter Hand.

Dahinter das verzerrte Gesicht wie eine böse Maske, und nichts konnte ihn davon abhalten, den Dolch zu schleudern. So schnell kriegte Suko seine Hand nicht mehr hoch.

Die Waffe raste auf den Inspektor zu!

***

Das war genau der Moment, in dem ich den Flur überwunden hatte. Suko lag am Boden, der Getroffene ebenfalls. Auf beide achtete ich nicht, denn ich schaute nach rechts.

Der Mann mit dem Pferdeschwanz hatte die Waffe bereits geschleudert. Sie fuhr wie ein Blitz auf meinen Freund zu, und auch ein Schuß meinerseits hätte ihn nicht retten können.

Er kam trotzdem mit dem Leben davon, denn was plötzlich geschah, war einfach unglaublich.

Der Dolch knickte auf seiner Reise zum Ziel weg, berührte aber nicht den Boden, sondern geriet in eine Drehbewegung und raste auf demselben Weg wieder zurück.

Ich sah das Gesicht des Arabers, in das sich der Schrecken nahezu

eingemeißelt hatte. Die weit geöffneten Augen, der ebenfalls offene Mund, aus dem kein Schrei drang.

Dafür hörten wir einen wuchtigen Laut.

Der Dolch hatte sein Ziel gefunden und war tief in die Brust des Arabers eingedrungen. Der Mann kippte nach hinten, drehte sich dabei zur Seite und prallte auf einen niedrigen Tisch, den er mit einer zuckenden Armbewegung abräumte, so daß ein Aschenbecher und ein Blumengesteck zu Boden fielen. Der Araber fiel ebenfalls. Mit dem Kopf prallte er in die Blumen. Seine Arme fuhren hoch.

Er versuchte noch, mit den Händen nach dem Dolchgriff zu fassen, um die Waffe aus seiner Brust zu zerren, es gelang ihm nicht. Auf dem Weg zum Ziel erschlafften die Hände, und seine Arme blieben wie Stöcke neben dem Körper liegen.

Ich war wachsbleich geworden. Ich merkte auch das Zittern in meinen Knien, hörte Tanner schnaufen, drehte mich aber nicht um, weil ich Suko zuschaute, der sich soeben erhob. Mein Freund konnte es kaum fassen, daß es ihn nicht erwischt hatte, deshalb galt sein erster Blick dem Dolchwerfer.

Der Mann mit dem Pferdeschwanz war tot. Ausgelöscht durch seine eigene Waffe. Allerdings hatte er sie sich nicht selbst in die Brust gerammt, dafür war eine andere Kraft verantwortlich.

Da gab es eigentlich nur einen…

Als hätten wir uns abgesprochen, so drehten wir uns um, und wir sahen den Jungen mit den goldenen Augen. Er hatte Shaos Hand ergriffen, ging neben ihr her, als wäre sie seine große Schwester, die ihn beschützen sollte.

Niemand sprach. Es herrschte eine bedrückende Stille, in die die Kälte des Todes hineinkroch. In dieser Stille klang das Schließen der Suitentür doppelt so laut. Tanner hatte die kleine Wohnung ebenfalls betreten, ging an mir vorbei, und sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. Neben den beiden Toten blieb er für einen Moment stehen. Ein Mann wie Tanner verfügte über Erfahrung.

Wenn er den Kopf schüttelte, war das so etwas wie eine Bestätigung.

»Sie sind beide tot«, sagte er mit leiser Stimme, in der kein Vorwurf mitschwang.

Suko faßte die Worte trotzdem so auf. »Es war Notwehr«, murmelte er. »Er oder ich.«

»Das ist klar.«

Wir hätten vielleicht weiter gesprochen, aber Shao und der Junge lenkten uns ab. Nur Shao schauderte zusammen, als sie auf die Leichen schaute, der Junge tat nichts. Er nahm sie gar nicht zur Kenntnis, er ging mit Shao an der Hand weiter, als wäre nichts passiert. Sie blieben neben dem Bett stehen, denn da wollte der Junge mit Shao reden. Er flüsterte etwas, und Shao hob die Schultern.

»Was hat er gesagt?« wollte ich wissen.
»Nichts von Bedeutung. Er möchte nur nicht, daß die beiden Toten hier im Raum bleiben.«
»Das wird sich kaum ändern lassen.« Ich stand noch immer unter den Nachwirkungen des leichten Schocks. Die Lage war einfach zu plötzlich eskaliert, und als ich Chief Inspector Tanner bittend anschaute, da wußte dieser, was seine Pflicht war.
»Ich werde die beiden Toten abholen lassen.«
»Gut.«
Suko trat dicht an mich heran. »Ich verstehe nicht, was er mit Shao so intensiv zu tun hat. Die beiden machen mir den Eindruck, als wären sie die besten Freunde.«
»Vielleicht sind sie das. Er hat ihr schließlich das Leben gerettet.«
»Schon, das ist die eine Seite. Aber ich werde nicht vergessen, wie der Mann im Supermarkt gestorben ist. Dieser Junge ist ein Januskopf. Er hat zwei Gesichter, verstehst du?«
»Stimmt.«
»Wenn ich nur wüßte, was er will.«
»Das wird er Shao erzählen.«
Suko räusperte sich. »Ich möchte es auch wissen.« Er schaute in die goldenen Augen, die ihren großen Glanz verloren hatten und nur noch matt schimmerten. »Dieser Junge ist ein Rätsel, und ich frage mich, wo er herkommt und wer seine Eltern gewesen sind.«
Shao hatte sich mit ihm auf das Bett gesetzt. Die beiden flüsterten miteinander. Wir sahen, daß die Chinesin einige Male nickte, dem Junge über das dunkle, halblange Haar strich und sich uns zuwandte. »Er heißt Kinok, und er möchte, daß ich ihm zuhöre.«
»Du allein?« fragte Suko.
»Das denke ich schon.«
Suko erhob Einspruch. »Sag ihm bitte, daß wir dies nicht akzeptieren können. Wir müssen dabeisein. John denkt ebenso.«
Shao wandte sich an den Jungen. »Hast du es gehört? Ich soll nicht allein bleiben mit dir. Ich will ehrlich sein, das ist auch meine Meinung. Die beiden Männer sind Freunde von mir, sehr gute Freunde sogar. Ich mag sie, und ich gebe ihnen recht.«
Kinok überlegte. Er strich durch sein Haar. Dann wanderte die linke Hand nach unten und glitt über seine Gesichtshaut hinweg, die geschmeidig war wie Seide. Die Brauen über den goldenen Augen bildeten zwei dunkle, gebogene Striche, und als er eine Antwort gab, wandte er sich an Shao. »Du stehst mir näher, ich spüre es. Die anderen beiden sind mir zu fremd.«
»Aber sie gehören zu mir, Kinok.«
»Ja, ich weiß es.« Er schaute zur Decke, während seine Zunge seinen Mund umschmeichelte.

»Wir können auch woanders hingehen«, schlug Shao vor und warf uns bei ihrem Vorschlag einen fragenden Blick zu. Sie war beruhigt, als wir nickten. Sogar Tanner machte mit.

Kinok bewegte seine Hände. Sie waren schmal, die Finger lang, die Haut leicht gebräunt, und ich dachte daran, daß diese Finger Shaos Hals so wundersam geheilt hatten.

Auf der einen Seite stand dieses positive Zeichen, auf der anderen waren die beiden Toten zu beklagen. Ich für meinen Teil konnte Kinok nicht richtig einschätzen. Er war weder gut noch schlecht. Er war für mich noch ein gefährliches Neutrum mit magischen Kräften.

»Sag etwas«, bat ihn Shao.

Kinok nickte. »Nur weil du es bist«, flüsterte er. »Aber nur, weil du es bist.«

»Danke. Dann können sie also dabeisein?«

»Aber sie dürfen nicht stören, sonst ist der Zauber verschwunden. Und ich will auch woanders hin.«

»Wir könnten zu uns fahren«, schlug Suko vor.

»Okay«, flüsterte Shao und wandte sich an ihren Schützling. »Möchtest du das?«

»Wo ist es?«

»Nicht weit.«

Kinok überlegte. Er war mir ein Rätsel, nicht allein deshalb, weil er unsere Sprache perfekt beherrschte, ich hatte den Eindruck, als wäre er uns mit seinem Wissen überlegen, und zum wiederholten Male stellte ich mir die Frage, woher er stammte, wo seine Wurzeln genau lagen. Ägypten war mir zu ungenau.

Kinok erhob sich. Er faßte dabei Shao an und ließ ihre Hand auch dann nicht los, als sie ebenfalls aufgestanden war. »Ich habe mich entschlossen, euch zu vertrauen. Ich werde mit euch gehen.«

»Das ist gut.«

»Ist es denn weit?«

»Nein, aber wir werden mit dem Auto fahren müssen.«

»Das ist nicht schlimm«, flüsterte er, zog Shao weiter und hatte nur Blicke für sie, als die beiden uns passierten und Shao uns zuflüsterte, daß sie im Flur auf uns warten wollte.

Wir ließen sie aus der Suite gehen, und erst dann stöhnte unser Freund Tanner auf. »Das ist ein Hammer«, sagte er, »und ich stehe dabei und lasse einen Mörder laufen.« Er schaute Suko böse an.

»Er ist doch ein Mörder - oder?«

»Nicht direkt, wenn du den Tod des Mannes im Supermarkt meinst.«

»Der mit dem dritten Auge.« Tanner schüttelte den Kopf. »Ich komme damit nicht zurecht. Allmählich habe ich den Eindruck, daß ich zu alt für den Job geworden bin.«

»Nein!« widersprach ich. »Es ist nur nicht dein Fall, Tanner.«

»Das denke ich auch. Tut euer Bestes! Ich werde hier in der Suite bleiben und auf meine Kollegen warten.« Er hatte schon den Hörer des Telefons abgehoben. »Aber gebt mir bitte Bescheid, wie sich dieser Fall noch entwickelt.«

»Versprochen«, sagte ich.

Tanner tippte an seine Hutkrempe, und somit waren wir entlassen. Im Flur warteten Shao und der Junge. Er hatte sich an die Chinesin geklammert, als sei sie seine leibliche Mutter. Sie schaute uns über den Kopf des Jungen hinweg an, und ihr Blick bestand auch aus einem einzigen Fragezeichen.

Sie begriff ebenfalls nichts.

Kinok hatte uns gehört. Er löste sich von Shao und wischte über seine Augen. So sah er aus wie ein kleiner Junge, der plötzlich sehr müde geworden war.

Und ich zuckte zusammen.

Für einen Moment hatte ich mich auf seine Augen konzentriert. Nur der Bruchteil einer Zeitspanne hatte mir das Bild gezeigt, wobei ich mich fragte, ob ich mich auch geirrt hatte, denn seine Augen waren völlig leer gewesen. Düstere, unheimliche Höhlen, eine gähnende schwarze Tiefe, unauslotbar…

Dann war es vorbei.

Seine Augen strahlten wieder. Er lächelte sogar. Ich wußte nicht, ob er bemerkt hatte, was ich gesehen hatte.

Diesmal nahmen wir den Lift. Kinok stand neben Shao. Er hielt ihre Hand umfaßt, lächelte hin und wieder zu ihr hoch, aber er traute sich nicht, sie anzusprechen.

Ich hätte vieles gegeben, um zu erfahren, was sich in seinem Kopf abspielte. Als ich in die leeren Augenhöhlen geschaut hatte, da war er mir bereits zuvorgekommen. Wie eine Puppe oder eine Figur, die innen leer war.

Konnte das sein?

Ich wußte es nicht, aber ich hoffte, daß wir durch seine Erzählungen schlauer werden würden. Seine beiden Leibwächter lebten nicht mehr, er brauchte eine Person, der er vertrauen konnte, und das war Shao nun einmal. Der bärtige Hotelbesitzer stellte keine Fragen, als wir den Lift verließen. Ich ging zu ihm und erklärte ihm, daß die Kollegen bald erscheinen würden, um zwei Tote abzuholen.

Der Mann mußte sich setzen. »Verdammt, warum bei mir?«

Ich hob die Schultern. »Weil das Leben oft ungewöhnliche Wege geht und niemanden verschont…«

»Ja, das sehe ich auch so.«

***

Shao hatte im Wohnraum die Deckenlampe eingeschaltet, und Kinok

fühlte sich augenblicklich unbehaglich. Er hatte für einen Moment hineingeschaut, und wieder hatte ich die Leere in seinen Augen erlebt. Auch seine Haut veränderte sich im Schein der Lampe. Sie hatte einen pflaumenfarbenen Ton angenommen, und nach dem Senken des Kopfes hatte der Junge Shao gebeten, das Licht zu dämpfen.

Sie tat ihm den Gefallen. Schließlich gaben nur zwei Stehleuchten ihren Schein ab, so daß der Raum eine gewisse Gemütlichkeit bekommen hatte. Der Junge blickte sich verwundert um. Wahrscheinlich hatte er eine chinesische Einrichtung erwartet, doch kaum etwas wies auf die Heimat meiner beiden Freunde hin, abgesehen von einigen Tuschezeichnungen, die als gerahmte Bilder an den Wänden hingen.

»Ich möchte gern etwas trinken, Shao.«

Sie lächelte ihm zu. »Was denn?«

»Hast du Tee?«

»Ich kann ihn kochen.«

»Ja - bitte.«

Shao verschwand in der Küche. Kinok saß im Sessel und war mit sich selbst beschäftigt. Er sah so schmal aus, beinahe hilflos, und er war voll und ganz auf Shao fixiert. Uns bedachte er mit keinem Blick. Ich hatte mich in den Schatten gesetzt, wo ein schmaler Sessel mit hoher Lehne seinen Platz gefunden hatte. Suko saß auf der Couch, die Hände auf seine Knie gelegt, und enthielt sich eines Kommentars. Er machte mir einen unsicheren Eindruck, aber so war auch ich. Selbst mir fielen keine Worte ein, mit denen ich Kinok ansprechen sollte. Das Schweigen hatte auch keinen Sinn, und schließlich übernahm ich das Wort.

»Du stammst aus Ägypten, wie ich hörte…?«

Kinok schaute mich an. In seinen Augen leuchtete es schwächer. »Ja, das ist meine Heimat.«

»Aus Kairo?« Die Antwort hatte mich ermutigt, eine weitere Frage zu stellen.

»Nein.«

»Darf ich fragen, woher du stammst?«

Er runzelte die Stirn. »Nicht jetzt, später vielleicht. Ich möchte erst trinken.«

»Ist schon okay.«

Shao kehrte mit dem Tee zurück. Sie trug die Kanne in der einen und das Porzellan mit der brennenden Kerze darin in der anderen Hand. Beides stellte sie auf den Tisch und bedachte den wartenden Jungen mit einem warmen Lächeln. »Ich hole nur die Tassen, der Tee braucht noch ein wenig Zeit.« Sie wandte sich an uns. »Ihr auch?«

Suko und ich waren einverstanden. Auch Shao holte für sich eine Tasse aus dem Schrank. Sie schenkte ein, und schon sehr bald breitete

sich das Aroma des Tees aus. Keiner von uns nahm Milch oder Zucker, und Kinok war der erste, der nach der Tasse griff, sie behutsam zum Mund führte und einige Schlucke trank.

Danach lächelte er, der Tee schien ihm geschmeckt zu haben. Er nahm noch einen Schluck, bevor er die Tasse behutsam wieder abstellte.

Nach diesen Schlucken lehnte sich der Junge tief in den Sessel zurück und strich wieder über sein Gesicht. An der Stirn verweilten die Hände, als wollte er seine Gedanken sammeln. Dann schaute er Shao an.

Die hatte in seiner Nähe ihren Platz gefunden, so daß sie, ohne sich anstrengen zu müssen, seine Hand berühren konnte. »Du hattest uns versprochen, Kinok, etwas über deine Herkunft zu berichten. Wir haben hier Ruhe, es wird uns niemand stören, und ich denke, daß es jetzt der richtige Zeitpunkt ist.«

»Ja, das glaube ich auch.«

»Schön. Ist es dir lieber, wenn ich die ersten Fragen an dich richte? Du kannst dir vorstellen, daß auch ich Probleme habe.«

»Warum?«

Sie hob die Schultern. »Nun ja, ich habe mich schon gewundert, daß du dich mir gegenüber so verbunden gefühlt hast. Du bist plötzlich erschienen und hast mir das Leben gerettet. Ich habe mich zu dem Zeitpunkt gefragt, ob das aus einer Laune heraus geschehen ist, was ich jetzt allerdings bestreite. Es war wohl keine Laune.«

»Das stimmt.«

»Was war es dann?«

Shao hatte eine Frage gestellt, auf deren Antwort auch Suko und ich sehr gespannt waren.

Kinok überlegte. »Wenn du es wissen willst, dann schau bitte in meine Augen.«

»Das tue ich. Sie sind golden.«

»Sehr richtig. In der Unendlichkeit des Himmels gibt es einen Planeten, der ebenfalls golden schimmert. Er bringt der Erde das Licht, er läßt Pflanzen und Tiere ebenso gedeihen wie die Menschen. Dieser Planet ist das Leben, den du kennen mußt.«

»Die Sonne!« antwortete Shao spontan.

»Genau, die Sonne.«

»Und weiter?«

»Ich spüre die Verwandtschaft zwischen dir und mir. Du hast etwas mit der Sonne zu tun. Auch ich liebe die Sonne. Sie verbindet uns beide. Was ist das?«

»Es ist die Sonne«, wiederholte Shao nickend. »Sie ist hell, sie ist freundlich. Sie vertreibt die Schatten der Nacht. Sie ist das Symbol des Lichts und des Lebens. Sie liefert den Menschen Seele, im Gegensatz

zum Mond, der dem Menschen die Psyche gibt. Sie ist für manche so etwas wie ein Gott, aber kein dunkler, böser, auch kein Götze, sondern etwas Helles und Strahlendes.«

Bei Shaos Worten war Kinok unruhig geworden. Seine Antwort bestand aus einem heftigen Kopfschütteln, als könnte er sich auf keinen Fall mit diesen Worten identifizieren.

»Was hast du?«

»Es stimmt nicht.«

»Doch, die Sonne ist das Leben!«

Plötzlich - wir wurden alle davon überrascht - bäumte sich Kinok auf. Wieder verschwand das goldene Licht aus seinen Augen. Er öffnete den Mund. Speichel lief an seinem Kinn entlang. »Nein, nein, nein!« schrie er. »Die Sonne ist nicht gut. Sie ist es nicht!«

Er schlug mit den Armen um sich, drosch seine Fäuste auf die Sessellehnen, und natürlich wollten Suko und ich eingreifen, aber Shao stoppte uns mit einer heftigen Bewegung. Sie übernahm es, sich um den Jungen zu kümmern.

Er war in seinem Sessel zusammengesunken. Den Kopf hatte er zurückgelegt, auf der Stirn schimmerte der Schweiß, die Lippen zitterten. Zuerst wollte er sich nicht von Shao berühren lassen, denn sein Arm zuckte zurück, als Shao ihn anfaßte. Es dauerte eine Weile, bis er sich beruhigt hatte, sich schließlich zur Seite drückte und gegen Shao lehnte, als suchte ein Kind die Nähe seiner Mutter.

Suko und ich schauten uns an. Wir schwiegen, ein falsches Wort hätte zu leicht stören können, doch in Sukos Augen las ich, daß er den Vorgang ebensowenig begriff wie ich. Was hier passiert war, konnten wir einfach nicht nachvollziehen, obwohl ich es zumindest versuchte.

Ich dachte an die ägyptische Mythologie und natürlich an den Sonnengott Ra, der sehr verehrt worden war, so sehr, daß die Pharaonen als seine irdischen Vertreter angesehen wurden, aber ich konnte an dieser Gottheit nichts Schlechtes finden. Möglicherweise wußte ich es auch nicht genau und würde von Kinok bald eines Besseren belehrt werden. Jedenfalls gab mir sein Verhalten schon Rätsel auf, und meinem Freund Suko erging es um keinen Deut anders.

Shao hatte mit ihm eine Engelsgeduld. Sie streichelte sein Haar und seinen Nacken. Die Berührungen taten ihm gut. Das Zittern schwächte sich ab und war schließlich ganz verschwunden. Kinok drückte seinen Körper zur Seite und drehte sich so, daß er uns wieder anschauen konnte.

»Geht es dir besser?« fragte Shao.

»Ja, besser.« Er starrte ins Licht. Diesmal glänzten seine Augen wieder goldfarben, aber ich hatte nicht vergessen, welch schaurige Finsternis sich dahinter verbarg.

Bisher hatte ich mich zurückgehalten, obwohl ich einige Male sehr nahe daran gewesen war, mein Kreuz hervorzuholen, um ihn mit dem dort eingravierten Allsehenden Auge zu konfrontieren, doch das wäre vielleicht falsch gewesen. Wir wollten ihm genügend Zeit lassen, um nachzudenken. Dabei half ihm der Tee. Er leerte seine Tasse, danach schüttelte er den Kopf und kam wieder auf die Sonne zu sprechen.

»Sie ist nicht nur hell. Hinter ihr lauert die Dunkelheit, ich weiß es, und die anderen wissen es auch.«

»Welche anderen?«

»Meine Freunde…«

Das hatte nicht sehr ehrlich geklungen. Shao wollte auch wissen, wer mit diesen Freunden gemeint war, aber der Junge schaute zur Decke hoch und schwieg. Aus ihm war nichts mehr herauszukriegen. Aber er wollte sprechen, das sahen wir, als er nickte und plötzlich aufstand.

Vor dem Sessel blieb er mit ausgebreiteten Armen stehen. Wie ein Junge wirkte er, der zum Hohenpriester ausgebildet werden sollte. Seine Nasenflügel bebten, als er tief Luft holte, und er verdrehte dabei die Augen.

»Ihr wolltet wissen, wer ich bin«, sprach er, setzte sich in Bewegung und durchwanderte mit kleinen Schritten das Zimmer. »Ich bin derjenige, der auferstanden ist aus dem Gewirr der Zeiten, der erweckt wurde, den man großzog, um den Sonnenkult zu führen. Ja, ich bin es!« rief er und streckte seine kleinen Arme gegen die Decke. »Ich bin es«, wiederholte er mit einer völlig fremden und düster klingenden Stimme.

Gleichzeitig verdunkelte sich auch seine Gestalt. Wir hatten den Eindruck, als würde sie von den finsteren Stellen im Zimmer aufgesaugt, und nur die beiden Augen standen noch in der Luft wie zwei böse leuchtende Laternen.

»Ich bin die Vergangenheit und die Zukunft, ich bin der große Anführer des Sonnenkultes, ich werde herrschen, und ich werde meine Feinde töten…«

Ein schrilles Gelächter brach aus seinem Mund hervor, der kaum noch zu sehen war.

Dafür sahen und erlebten wir etwas anderes. Es war nur schwer zu erklären, vielleicht auch gar nicht, denn etwas anderes, aus den Zeiten kommend, schob sich in unsere Gegenwart hinein und stand plötzlich als dreidimensionales magisches Hologramm im Raum.

Ich spürte die Kälte, die sich wie ein Reif auf meinen Körper gelegt hatte und auch das Gesicht erreichte. Wie erstarrt saß ich auf meinem Platz. Wenn ich Suko anschauen wollte, dann mußte ich die Augen bewegen, der Körper wollte mir nicht gehorchen.

Kinok hatte die Regie übernommen.

War er das wirklich?

Wir sahen ihn nicht mehr, auch die glänzenden Augen waren verschwunden, dafür spürten wir etwas anderes, das wir nicht erklären konnten, und wir hörten ferne Stimmen, die sehr bald schon immer näher an uns herangetragen wurden, so daß wir sie auch verstehen konnte.

Männerstimmen.

Und dann tauchten wir ein in die Bilder, die uns das magische Hologramm aus der Vergangenheit geschickt hatte. Wir erlebten mit, wie Kinok entstanden war…

***

Vergangenheit

Der Tag war sehr heiß gewesen. Guy Laroche und Francis Clayton hatten geschwitzt wie selten und die Dunkelheit herbeigesehnt, damit endlich die Kühle kam.

Aber nicht nur deshalb warteten sie auf die Nacht, es gab noch andere Gründe, denn für sie sollten die nächsten Stunden die wichtigsten in ihrem Leben werden.

Sie hatten es geschafft. Sie waren in diesen unbekannten Teil der Pyramide vorgedrungen, und es hatte sie nicht nur Geld und Nerven gekostet, sondern manchen Liter Schweiß.

In ihrer Heimat waren sie von den Kollegen angefeindet worden, doch darauf hatten sie nichts gegeben. Sie wußten, daß die anderen die reinen Ignoranten waren und sie nur die eigentliche Wahrheit gepachtet hatten. Dafür wollten sie in der Nacht den Beweis antreten. So hockten sie zusammen in ihrem kleinen Zelt, das von außen her kaum zu sehen war, weil es sich in einer Mulde versteckte.

Sie hatten die batteriebetriebene Lampe eingeschaltet, deren gelbes Licht auf den kleinen Tisch zwischen den beiden Männern fiel, der mit Karten und Zeichnungen übersät war.

Guy Laroche und Francis Clayton waren vom Alter her gleich - beide vierzig - und die Zeit in der Wüste hatte ihr Aussehen geprägt. Beiden waren Bärte gewachsen, bei beiden wirkte die Haut wie altes Leder, und in den ausgemergelten Gesichtern zeichneten sich die Strapazen der vergangenen Tage ab. Nur das Feuer in ihren Augen war nicht erloschen. Im Gegenteil, es leuchtete stärker denn je, das spürten beide Männer genau, die sich gegenübersaßen und lauwarmes Wasser tranken, um den Flüssigkeitspegel wieder in Ordnung zu bringen.

Laroche, der schmalere von beiden, deutete mit dem rechten Zeigefinger auf die oben liegende Karte. Sie war so gefaltet worden, daß das Zentrum der Zeichnung nicht übersehen werden konnte.

»Hier, Francis, hier werden wir es finden.«

Clayton rümpfte die Nase. »Ist der Eingang zur Felsenhalle denn eingezeichnet?«

»Den werden wir schon finden.«
»Meinst du?«
»Ja.«
Francis Clayton wollte noch nicht so recht daran glauben. »Wir besitzen zwar das Erbe, aber ich frage mich schon jetzt, ob es uns nicht im Stich lassen wird.«
»Nein, auf keinen Fall. Das ziehen wir durch. Wir sind doch dafür prädestiniert, das alles zu finden, was uns die Geschichte und auch die Mythologie hinterlassen haben. Die Felsenhalle ist zwar gefüllt mit Korridoren und Stollen, andere haben auch aufgegeben oder aufgeben müssen, aber wir werden es nicht tun. Wir werden das Kind des Sorath finden, und damit haben wir den Schlüssel zur Vergangenheit in unseren Händen. Darauf kannst du dich verlassen.«
Clayton runzelte die Stirn, starrte auf die Zeichnung, sagte aber nichts. Er schaute zu, wie Laroche aus der blauen Packung eine Filterlose hervorholte und sie zwischen seine Lippen steckte. Er gab sich Feuer, paffte die ersten Rauchwolken, und sein Gesicht bekam einen träumerischen Ausdruck.
»Das wird die Welt revolutionieren. Wir werden beweisen, daß der alte Sonnenkult existiert hat und auch in unserer Zeit noch lebt. Es gibt sie, Francis, du kannst dich darauf verlassen.«
»Das weiß ich längst. Und ich will dir auch noch etwas sagen. Seit Kairo habe ich das unbestimmte Gefühl, verfolgt zu werden. Ich weiß nicht, wer es ist, ich habe auch niemanden gesehen, aber ich bin davon überzeugt, daß wir nicht allein sind.«
Der Engländer grinste schief. »Deine Gefühle in allen Ehren, aber auch ich weiß Bescheid.«
»So?«
Clayton nickte. »Es sind vielleicht unsere Helfer, die dir nicht geheuer sind.«
»Das ist es nicht. Sie sind zwar fremd und beobachten uns mißtrauisch, aber sie selbst haben genügend Dreck am Stecken, um zu wissen, daß sie bei den offiziellen Stellen selbst Gefahr laufen, für Jahre eingesperrt zu werden, wenn sie uns und damit sich selbst verraten.«
»Das stimmt allerdings«, gab Clayton seinem Kollegen recht.
»Siehst du.«
»Wo sind sie eigentlich?«
»Draußen.«
Clayton trank Wasser. Er schluckte hörbar. Dann wischte er über seine Lippen. »Ich weiß nicht so recht, ob sie sich dort herumtreiben. Ich habe zumindest nichts von ihnen gehört.«
»Sie werden schlafen.«
Francis kniff das linke Auge zu. »Schlafen? Nein, das kann ich nicht

glauben.«

»Warum nicht?«

»Das haben sie nie getan. Sie haben immer aufgepaßt, und ich habe ihre Furcht gespürt, je mehr wir uns dem eigentlichen Ziel näherten. Da stimmt einiges nicht.«

»Was sollte denn nicht stimme?« fragte Laroche.

»Es ist mir zu ruhig. Die Nacht ist anders. Ich habe den Eindruck, als hätte das Schicksal genau erfahren, was wir heute vorhaben. Die Ruhe vor dem Sturm, und ich fühle mich innerlich ebenfalls verdammt unangenehm berührt.«

»Das ist die Spannung, Francis.«

Clayton nickte und schaute seinen Freund dabei sorgenvoll an. »Hoffentlich hast du recht, mein Lieber.«

»Ja, verdammt!« Laroche schlug mit der Faust auf den Tisch. »Denk immer daran, daß wir die Auserwählten sind. Uns obliegt es, das Wunder ans Tageslicht zu bringen.«

»Auserwählte? Wunder? Ich weiß nicht so recht.« Der Engländer Clayton betrachtete die Dinge nüchterner. »Ich glaube nicht, daß dieses Denken stimmt. Es hört sich so sektenhaft an und verschwörerisch.«

Laroche schlug gegen seine Brust. »Ich bitte dich. Wir haben doch den Berg abgeräumt, der sich vor uns auftürmte. Wir haben alle Schwierigkeiten bewältigt. Wir sind den Weg gegangen. Uns wollte man nicht glauben. Die Widerstände waren furchtbar. Man hat uns doch nicht mehr für ernst genommen und uns in eine Nebenstraße gelenkt.« Der Franzose fing an zu lächeln. Beim Weitersprechen senkte er seine Stimme. »Letztendlich war es gut so, daß auf diese Art und Weise gehandelt wurde. Nur so sind wir zu unserem Erfolg gekommen.«

Francis Clayton kannte die Meinung seines Freundes. Er wußte auch, daß er sie nicht ändern konnte.

Guy Laroche war ein Typ, der sich an seinen Erfolgen berauschte, der Niederlagen wegsteckte und anschließend immer einen Weg fand, um neu angreifen zu können. Er nannte das Kreativität. Oft genug schoß er über ein Ziel hinaus. Schon als Student hatte er sich gern mit seinen Professoren angelegt und für einen gewissen Ärger gesorgt. Ihm hatte das nichts ausgemacht. Er stand immer darüber und hatte in Francis Clayton einen Verbündeten gefunden, der mit ihm denselben Weg ging.

Wie es aussah, standen sie tatsächlich dicht vor dem Ziel. Sie würden ihren Weg unter der Pyramide durch die Felsenhalle gehen und dann in den Tunnel eindringen, an dessen Ende die endgültige Gewißheit lag.

Guy Laroche hatte sich wieder beruhigt. Er schaute seinen Kollegen

an. »Nun, was denkst du?«
»Ich hoffe, daß es klappt.«
»Und ob.«
Der Schatten an der Zeltwand sah aus wie ein übergroßer Scherenschnitt. Clayton entdeckte ihn zuerst. Er versteifte. Laroche war die Haltung aufgefallen. Bevor er nach den Gründen fragen konnte, deutete der Engländer auf die Wand.
Laroche drehte den Kopf, er sah den Schatten ebenfalls, der sich an der Seite entlang auf den Eingang zubewegte, dort für einen Moment stehenblieb, sich bückte, um das Zelt betreten zu können.
Es war Menrene, der Anführer ihrer Helfer, ein Einheimischer, der Geld gebraucht hatte und von ihnen bezahlt wurde.
Irgend etwas stimmte mit ihm nicht. Er reagierte nicht wie sonst. Sie hörten seinen heftigen Atem, obwohl die Klappe noch nicht zurückgeschlagen worden war.
Als er schließlich das Zelt betreten hatte, da sahen sie, wie sehr er zitterte. Er mußte etwas Furchtbares passiert sein, aber Menrene sagte nichts, er streckte nur seine Hände aus, korrigierte seine Haltung, damit die Hände auch den Lichtschein der batteriebetriebenen Lampe erreichten, und erst jetzt sahen die beiden Männer die dicken Blutflecken auf den Flächen.
Menrene konnte nicht stehen. Er schwankte, er schnappte nach Luft. Auf seinem Gesicht lag der Schweiß als dicke Schicht. Der Atem ging keuchend, und er schüttelte immer wieder den Kopf, als könnte er das Schreckliche gar nicht fassen.
»Was ist denn los?« fragte Laroche. »Woher stammt das Blut an deinen Händen?«
Menrene schüttelte den Kopf.
»Willst du nicht reden?«
»Doch!«
»Dann sag es!«
»Mitkommen! Kommt mit! Ich sage hier nichts. Seht es euch an! Schaut genau hin.«
Clayton und Laroche warfen sich die gleichen unverständlichen Blicke zu. Keiner wußte Bescheid, obwohl das Blut möglicherweise auf eine grauenvolle Tat hinwies. Und der Engländer spürte wieder das Ziehen in der Magengegend. Er hatte das Gefühl gehabt, verfolgt und beobachtet zu werden, und dieser Eindruck verstärkte sich jetzt. Er wollte mit Laroche nicht darüber sprechen, denn der hätte ihm nicht geglaubt und ihn zudem als Verräter bezeichnet.
Clayton stand auf, weil sich auch Laroche erhoben hatte. Beide bewegten sich auf Menrene zu, in dessen Augen noch immer der Ausdruck des kalten Entsetzens schimmerte. Rückwärts ging der einheimische Helfer auf den Eingang zu, duckte und drehte sich, bevor

er das Zelt verließ. Zu ihm gehörten noch vier weitere Männer, die er engagiert und als vertrauenswürdig eingestuft hatte.

Sie alle durften sich nicht erwischen lassen. Was sie taten, was illegal. Die Strafen, die auf Grabräuberei standen, waren erschreckend hoch und sollten Fremde und Einheimische davon abhalten, irgendwelche Grabstätten zu plündern.

Das wußten Menrene und seine Männer, aber sie lockte auch der Duft der Dollarnoten.

Menrene war ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Klein, mager, kein Held, eher eine Ratte, einer, der für Geld seinen eigene Mutter verkaufte. In seine tückischen Augen leuchtete die Furcht, als er den beiden Archäologen zuwinkte, ihm zu folgen.

Clayton hatte noch die Lampe im Zelt gelöscht. Das Dunkel der Wüstennacht hatte sich über das einsame Camp gelegt und auch die Geländewagen verschluckt, mit denen sie hergekommen waren.

Menrene und seine vier Leute lagen abseits, ebenfalls an einem geschützten Platz. Sie hatten auf ein Zelt verzichtet und schliefen unter freiem Himmel.

Weit brauchten die Männer nicht zu gehen. Da sie sich in der Dunkelheit zurechtfanden, verzichteten sie auf das Licht ihrer Taschenlampen. Von einer kalten Wüstennacht konnte noch nicht gesprochen werden, die Steine der Umgebung strahlten die Hitze des Tages wieder ab. Der Wind hatte sich zur Ruhe gelegt. Er wirbelte nicht ein Staubkorn hoch. Dennoch hatten die Europäer den Eindruck, durch einen dünnen Schleier aus Staub zu laufen. Ihre Sohlen hinterließen knirschende Geräusche auf dem Erdboden zurück, und vor sich hörten sie das Klappern der Sandalen, die Menrene an den Füßen trug.

Er ging nicht, er lief. Dabei fuchtelte er mit den Armen wild um sich. Die Kleidung schlotterte um seinen Körper, und Clayton wollte von Laroche wissen, was er wohl entdeckt haben könnte.

»Keine Ahnung«, gab dieser flüsternd zurück, »aber wir werden es gleich wissen. Weit ist es ja nicht.«

Das stimmte. Die Helfer hatten ihr Lager im Schatten einer alten Mauer aufgeschlagen. Auch sie lag unter der Erdoberfläche, in der großen, an der Pyramide gegrabenen Mulde. Das Bauwerk selbst war nur in einem kleinen Ausschnitt für die Männer zu sehen. Es wuchs einfach zu dicht in ihrer Nähe hoch. Für sie war es nicht mehr als ein riesiger Schatten ohne sichtbares Ende.

Menrene verschwand aus ihren Blickfeld. Er war um einen braunen Felsen herumgegangen, in dessen Schatten das Lager der Männer lag. Laroche und Clayton hörten ihn flüstern, nur war keiner da, der ihm Antwort gegeben hätte.

»Ist schon komisch«, murmelte der Engländer.

Sein Kollege gab keine Antwort. Er hatte es eilig, erreichte als erster den Felsen und umrundete ihn.

Clayton nahm den gleichen Weg - und wäre beinahe gegen Laroche gelaufen, der unbeweglich stehenblieb und schräg zu Boden schaute.

Für Menrene hatte er keinen Blick. Seine Augen waren starr auf die vier Männer gerichtet, die nebeneinander reglos auf dem Boden lagen und den Eindruck erweckten, als würden sie tief schlafen.

»Kommen Sie, kommen Sie…«

Die Archäologen traten an die »Schlafenden« heran.

»Sie müssen sie anleuchten.«

Beide holten ihre Taschenlampen hervor. In der dunklen Wüstennacht sahen die Lichtfinger geisterhaft bleich aus, als sie sich an den starr liegenden Körper entlang in die Höhe tasteten und auch die Gesichter erreichten. Dort verweilten sie nicht mal für die Dauer von zwei Sekunden, sie ruckten tiefer, und nun sahen die Archäologen die dunklen Ringe um die Kehlen der vier Männer deutlicher.

Es sah so aus, als würden sie Ketten tragen.

Es waren keine Ketten, denn an gewissen Stellen waren die dunklen Ringe zerlaufen. Die Tropfen hatten ihren Weg am Hals entlang bis zu den Brustkörben gefunden.

»Merde!« fluchte der Franzose leise.

Francis Clayton preßte die Lippen zusammen. Er fühlte sich wie festgenagelt, aber er wußte, was geschehen war, obwohl er es am liebsten rückgängig gemacht hätte.

Jemand hatte ihren vier Helfern die Kehlen durchgeschnitten!

***

Die beiden Archäologen taten nichts. Sie bewegten sich nicht, sie sagten nichts, sie standen da, starrten, und sie hörten Menrenes Flüstern zu, der zudem die Hände vor sein Gesicht geschlagen hatte und gegen seine Handballen sprach.

Jetzt konnten sie seine Reaktion verstehen. Und auch sie hätten den Ort des Schreckens am liebsten fluchtartig verlassen, doch keiner von ihnen wagte es, diesen Vorschlag zu machen.

Clayton versuchte, die dunkle Wüstennacht zu durchdringen, um zumindest eine Spur des Verfolgers zu finden, doch da gab es nichts zu sehen.

Die Umgebung schwieg.

Die Felsen hielten sich zurück, es war kein Laut zu hören. Der Tod hatte seine Schwingen ausgebreitet. Auf dem Rücken des englischen Archäologen lag eine Eisschicht. Er wußte sehr genau, daß sie nicht allein waren. Irgend jemand hatte Wind von ihrer Aktion bekommen, und dieser Jemand schaffte es, sie zu verunsichern.

Zuerst die vier Helfer. Die logische Folge dessen wäre gewesen, daß

man auch ihnen die Kehlen durchschnitt.

»Tot!« sagte Menrene, und sein ausgestreckter Arm zuckte vor und zurück. »Sie sind tot, alle. Ich war mal weg. Ich habe Glück gehabt, aber ich werde nicht bleiben, hören Sie!«

»Ja«, sagte Clayton.

»Ich haue ab. Noch in dieser Nacht. Wenn Sie schlau sind, dann tun Sie es auch. Verschwinden Sie so schnell wie möglich. Erst dann haben Sie Ruhe. Oder auch nicht.« Er hob seine mageren Schultern, wobei ein Schüttelfrost seinen Körper durchrann. »Der Fluch hat sie getroffen. Der Fluch des Grabs. Die alten Prophezeiungen haben sich nicht geirrt. Die Wüste ist nicht tot. Sie versteckt den Tod nur, um ihn ab und zu freizulassen. Ich kenne das, ich weiß es. Ich habe viele Warnungen bekommen, aber ich wollte nicht auf sie hören.« Er schüttelte sich, schaute seine Arbeitgeber noch einmal an, machte kehrt und rannte wie von Furien gehetzt davon.

»Wir können ihn nicht halten«, sagte Clayton. »Es ist auch ganz vernünftig von ihm.«

Guy Laroche hob die Augenbrauen. »So etwas gefällt mir gar nicht. Das hört sich an, als wolltest du ebenfalls verschwinden.«

»Kann ich mir das leisten?«

»Du bist ein freier Mensch.«

»Ich weiß. Mitgefangen, mitgehangen.«

Laroche lächelte. »Du machst also weiter?«

»Ja, ich mache weiter.« Francis Clayton nickte heftig. »Aber ich sage dir eins: Das ist die letzte Nacht, die ich vorläufig in der Wüste verbringen werde. Wir werden in die Felsenhalle steigen und versuchen, das Verlies zu finden. Sollten wir es in dieser Nacht nicht schaffen, gibt es für mich keine weitere mehr.«

Guy Laroche nickte einige Male. »Ich weiß ja, was dich quält, aber ich bin froh, daß du auf meiner Seite stehst.« Er deutete auf die starren Leichen. »Wer hat sie getötet? Was glaubst du?«

»Keine Ahnung.«

Laroche runzelte die Stirn. »Hast du mir nicht von deinen Ahnungen oder Gefühlen berichtet, die dich überfallen haben?«

»Ja, und ich habe den Beweis bekommen. Man hält uns unter Kontrolle. Wir haben die Person nicht gesehen, für mich steht allerdings fest, daß sie diese Personen hier getötet hat. Brutal umgebracht, ein Killer in der Nacht.«

»War es ein Mensch?«

Die Frage seines Kollegen hatte Francis Clayton nachdenklich werden lassen. »Wenn ich das wüßte«, murmelte er. »Manchmal möchte ich es selbst nicht glauben, aber…«

»Der Geist eines Toten?«

»Kann er morden?«

Laroche hob die Schultern. »Du weißt, wen wir finden wollen. Er ist der Sohn, er ist das Kind, und er wird uns möglicherweise den Weg zu all den Geheimnissen der Pyramide zeigen können.« Der Franzose ballte die Hände. »Wir sollten jetzt gehen.«

Francis Clayton nickte. Einen letzten Blick gönnte er den Toten und dachte dabei an seine kalte Gänsehaut, die einfach nicht weichen wollte. Ihm war nicht direkt übel, doch der Druck im Magen ließ sich nicht vertreiben.

In der Ferne hörten beide, wie ein Motor gestartet wurde. Menrene floh mit dem kleinen Transporter, auf dessen offener Ladefläche die Helfer einmal gesessen hatten.

Wieder schaute sich Clayton um.

Keine Bewegung war in der Nähe zu sehen, und es war still. Totenstill.

Wenig später waren sie auf dem Weg in die Felsenhalle.

***

Die starken Strahlen der beiden Lampen wanderten durch eine Umgebung, die in ein ungewöhnliches Licht getaucht war. Gegen die niedrige Decke wuchsen mächtige Felsbrocken. Sie schimmerten rötlichgelb auf, wenn das Licht der Lampen darüber hinwegstrich.

Für beide Archäologen stand fest, daß diese unter der Erde liegende Felsenhalle noch vor der Errichtung der Pyramide gebaut worden sein mußte. Einige Kollegen bezweifelten dies, aber Laroche und Clayton waren sich ziemlich sicher. Sie wußten auch, daß diese unterirdische Halle zahlreiche Geheimnisse barg, die darauf warteten, entdeckt zu werden. Von ihnen entdeckt, denn darum allein ging es. Die beiden wollten nicht den anderen den Ruhm überlassen, sie mußten es versuchen, und sie würden in die Geschichte eingehen.

Schatten umgaben sie. Hin und wieder tanzend und vibrierend, wenn das Licht der beiden Lampen für ihre Entstehung sorgte. Die verbrauchte Luft und die Hitze machten ihnen zu schaffen. Kurz nach dem Eintreten waren sie bereits in Schweiß gebadet. Sie wußten, daß es noch schlimmer werden würde, wenn sie einmal den Tunnel erreicht hatten.

Es gab so etwas wie einen Plan, der sich auch in ihren Köpfen befand. Eine Art Wegweiser durch dieses unterirdische Labyrinth, dessen normale Wege oft durch die Felsbrocken versperrt waren. Sie leuchteten in Tunnel oder Stollen hinein und waren jedesmal enttäuscht, wenn der Strahl bereits nach wenigen Metern eine Wand traf und sich die angeblichen Gänge nur als Nischen entpuppten.

Tagelang hätten sie in diesem Labyrinth umherirren können, aber sie gingen einen bestimmten Weg.

Er führte in die Tiefe. Zu der Grabstätte unter der Pyramide.

Normale Menschen hätten den Weg kaum gefunden oder hätten sich auf den Zufall verlassen müssen. Clayton und Laroche sahen zwar aus wie normale Menschen und waren in nichts von ihnen zu unterscheiden, aber sie waren es trotzdem nicht, denn beide zierte das dritte Auge der Psychonauten.

Das hob sie aus der Masse der anderen hervor. Sie gehörten zu dieser elitären Gruppe, die immer wieder versuchte, die Geheimnisse der Welt zu erforschen, die im antiken Dunkel der Vergangenheit begraben lagen und die davon überzeugt waren, daß das Wissen der alten Völker immens gewesen sein mußte.

Dabei ging es nicht nur allein um das Wissen, sondern auch um Mystik und Magie, denn mit beiden Begriffen hatten sich die alten Völker beschäftigt. Sie waren dabei auch sehr erfolgreich gewesen, besonders die alten Ägypter, die noch ein überliefertes Wissen aus der Zeit der großen Überflutung mitbekommen hatten, wobei sie von einem sehr Alten Reich sprachen und Atlantis damit gemeint hatten.

Laroche und Clayton glitten an einer vorspringenden Felsnase vorbei. Vor sich sahen sie einen ziemlich schmalen Gang, in den sie das Licht ihrer Lampen schickten.

Staub durchwallte die beiden Strahlen. Im Hintergrund hatte er sich mehr verdichtet, als wäre er erst vor kurzem vom Boden in die Höhe gewirbelt worden. Da verwandelte sich der Strahl in eine beinahe neblige Wolke. Beide nickten sich zu.

»Spürst du es?« fragte Laroche.

»Ja.«

»Wir sind richtig, Francis.« Der Franzose lachte leise. »Ich kann mir kaum vorstellen, daß wir es endlich geschafft haben, nach dieser verdammt langen Arbeit.«

»Geh!«

»Und ob.« Laroches Augen leuchteten. Er war wie ein Wahnsinniger. Er war nicht mehr zu halten.

Er war der Mann, der alles wollte, wie auch sein Kollege. Nur reagierte und handelte Francis Clayton stets abgeklärter. Er dachte immer mehr an das Risiko, und auch jetzt ließ er den Kollegen vorgehen, während er sich noch einmal drehte und den Strahl seiner Lampe zurückschickte.

Das Licht riß einen hellen Streifen in die absolute Finsternis, traf zwar Ziele, aber nicht das, mit dem der Archäologe gerechnet hatte. Der Verfolger, von dem er bisher nichts zu Gesicht bekommen hatte, wollte ihm einfach nicht aus dem Sinn. Immer noch glaubte er daran, daß sich dieser Unheimliche auf ihre Fersen geheftet hatte. Oft genug hatte Clayton darüber nachgedacht, wer diese Person wohl gewesen sein könnte. Er war zu keinem Ergebnis gelangt. Alles, was er als Lösung ansah, führte den Namen Spekulation.

Der Schweiß rann über seinen Nacken. Die Kleidung klebte an seinem Körper. Die Atemluft verdiente diesen Namen nicht mehr. Ihr Gehalt an Sauerstoff war minimal, und der Staub lag auf jedem Teil der Haut und der Kleidung. Clayton wußte nicht, wie oft er sich Schweiß und Staub schon von der Stirn gewischt hatte, ohne einen Erfolg erreicht zu haben, denn immer wieder war die salzige Flüssigkeit aus seinen Poren gedrungen.

»He, wo bleibst du?« Laroches Stimme klang dumpf und leise, als hätte er sich meilenweit entfernt und würde durch ein Rohr nach seinem Kollegen rufen.

»Ich komme.« Die Antwort hatte gepreßt geklungen. Clayton merkte, wie der Druck immer mehr zunahm. Er hatte sich stark zusammenreißen müssen, denn seine Ahnungen verdichteten sich mehr und mehr. Er ging seinem Kollegen nach, tauchte in den Gang ein und kam sich vor wie jemand, der durch dichte Watte ging.

Er sah das Licht vor sich, schwebte über dem Boden wie ein verschwommener Mond. Laroche hielt die Lampe in der Hand und bewegte sich keinen Schritt von der Stelle weg. Es ließ darauf schließen, daß er das Ziel gefunden hatte.

Claytons Lichtarm traf das Gesicht des Franzosen. Laroche zwinkerte, dann lächelte er, aber das sah Clayton nicht. Sein Augenmerk galt der Stirn des anderen Mannes. Nicht auf ihr, sondern hinter ihr zeichnete sich ein schwaches Leuchten ab, und kaum hatte Clayton dies gesehen, da spürte auch er den Druck auf seiner Stirn.

Das dritte Auge machte sich bemerkbar.

Sie waren Psychonauten, sie hatten die Fähigkeiten, die vielen anderen Menschen im Laufe der langen Jahre verlorengegangen waren, und diesmal zeigte ihnen das dritte Auge genau den Weg, den sie zu gehen hatten. Es hatte sie ans Ziel geführt, was Laroche auch bekanntgab, denn er sagte:

»Wir sind da!«

»Das weißt du genau?«

»Ich spüre es.«

»Und wo?«

Laroche faßte Clayton an und zog ihn weiter. Einige Schritte tappte der Engländer neben dem Kollegen her, bis dieser stehenblieb und mit der freien Hand nach vorn deutete. »Dort!«

Clayton runzelte die Stirn. »Verdammt!« flüsterte er, »ich sehe nichts!«

Es war tatsächlich nichts zu sehen, nur eine braune Stollenwand, aber in Augenhöhe war bei genauem Hinsehen doch etwas zu erkennen. Ein seltsames Zeichen, tief eingraviert in das Gestein. In der Mitte befand sich ein Kreis, ihn umgaben Striche. So malten heute noch kleine Kinder eine Sonne auf ihr Papier.

Auch Clayton hatte diesen Kreis jetzt entdeckt und hörte Laroche fragen: »Bist du jetzt überzeugt?«

»Fast.«

Guy lächelte. »Wir werden es versuchen, und ich bin davon überzeugt, daß wir es schaffen. Gemeinsam, Francis, nur gemeinsam. Die Kraft unserer Augen wird uns den Weg freimachen.«

»Ja.«

»Bist du bereit?«

»Sicher!«

Beide Männer standen so dicht beisammen, daß sie sich berührten. Die Strahlen ihrer Lampen waren direkt auf das Ziel gerichtet und malten zwei weitere Sonnen auf das Gestein, die allerdings kreisrund und ohne irgendwelche Striche.

Beide konzentrierten sich, und beide verspürten das gleiche. Durch ihre Körper rann ein Strom, von oben nach unten glitt er, bis er den Kopf erreicht hatte. Hier konzentrierte er sich in Höhe der Stirn, und die Archäologen spürten den Druck. Er war nicht angenehm. Es kam ihnen im ersten Augenblick so vor, als würden die Knochen gespalten. Sie stöhnten leise auf, schwankten auch, aber sie hielten eisern durch.

Und es geschah!

Die Kraft des dritten Auges floß als unsichtbarer Strom gegen die Wand und zeichnete einen Türumriß hinein. Er befand sich links von ihnen, sie brauchten nur einen Schritt zur Seite zu gehen, was sie auch taten. Es war Guy Laroche, der wegen der Enge des Tunnels einfach auf den mechanischen Kontakt treten mußte. Ein kleiner Buckel im Boden, eine Erhebung, die unter dem Druck seines Fußes nachgab und eben die verborgene Mechanik in Gang setzte.

Sie hörten das schreckliche Kratzen, als wären Totenfinger dabei, über Gestein zu streichen. Sie sahen, wie sich der Wandausschnitt bewegte und kleine Staubwolken die Umrisse nachzeichneten, wo sich die Tür bereits aus der Verankerung löste.

Sie schwang nicht nach innen, sie kippte plötzlich um und landete mit einem dumpfen Laut in der hinter ihr liegenden Grabkammer. Das Geräusch hatte beide Männer zusammenschrecken lassen, weil keiner von ihnen damit gerechnet hatte.

Der Staub wallte in die Höhe. Er trieb ihnen als flimmernde Wolken entgegen, und noch immer leuchteten auf ihren Stirnen die beiden rötlich und türkisfarben schimmernden Augen, deren Kraft sie die Öffnung der Grabkammer zu verdanken hatten.

Der Staub senkte sich nur langsam.

Laroche drehte den Kopf. Clayton schaute für einen Moment in das dritte Auge, das das Gesicht seines Kollegen so stark verzerrte. Er wollte kaum glauben, daß auch er damit ausgerüstet war und irgendwo auch das gleiche Bild bot.

»Gehen wir?«

Francis Clayton nickte. Sekunden später betraten die beiden Psychonauten die Grabkammer…

***

Clayton wunderte sich über sich selbst. Er hätte normalerweise vor. Spannung bersten müssen, schließlich war es für einen Archäologen eine einmalige Sensation, eine Grabkammer gefunden zu haben, die von vielen Kollegen nicht akzeptiert wurde. Daß dem nicht so war, lag allein an seinem bedrückenden Gefühl. Es hatte sich in den letzten Sekunden verstärkt. Er wußte plötzlich, daß ihr Verfolger in der Nähe weilte, aber er hatte ihn nicht gesehen.

Trotz der Kraft des dritten Auges war die Furcht vor ihm geblieben, und die kalte Haut auf seinem Rücken ebenfalls, die sich anfühlte wie kühles Öl, weil sie sich mit dem Schweiß vermischt hatte.

Laroche war vor ihm. Claytons Lichtkegel tanzte auf dem Rücken des Kollegen, der sich geduckt hatte, obwohl die Decke hoch genug war, gegen die Francis jetzt den Strahl seiner Lampe richtete.

Jetzt überfiel ihn das Gefühl der Ehrfurcht, wenn er daran dachte, daß er und Laroche wahrscheinlich die ersten Menschen waren, die dieses Grab seit vielen Jahrtausenden betraten, und nichts hatte sich seit der Schließung verändert.

Der in die Höhe gezielte Lichtkegel tanzte über die Decke, die nicht blank war, sondern zahlreiche Zeichnungen aufwies. Sie zeigten allesamt das gleiche Motiv.

Eine Sonne, die nach unten strahlte, als wollte sie den Schlaf der hier Begrabenen überwachen. Aber die Sonnen waren verschieden. Es gab die Kreise mit den Strahlenkränzen drum herum, aber es waren auch andere vorhanden. Da hatten die Sonnen Gesichter, Fratzen, aus denen das Böse hervorleuchtete.

Clayton stutzte. Er dachte darüber nach, was das zu bedeuten hatte, aber sein Kollege lenkte ihn ab.

»Da, sieh!«

Claytons Arm senkte sich. Der Strahl machte die Bewegung mit, und dann wanderte er über einen Sarg hinweg, der seinen Platz an der gegenüberliegenden Wand gefunden hatte.

Es war mehr ein Sarkophag. Was bei ihm allerdings auffiel, war die geringe Größe. Für einen Erwachsenen reichte er nicht aus, obwohl die Menschen damals klein gewesen waren. In diesem Sarkophag konnte durchaus ein Kind leben.

»Ist es das?« hauchte der Engländer.

»Keine Ahnung«, gab Laroche flüsternd zurück, wobei er sich nach links drehte. Das Licht zerstörte die Finsternis und zeigte ihnen ein neues Ziel.

Ein zweiter Sarkophag stand dort. Er war im rechten Winkel zu dem kleineren aufgebaut und wesentlich größer. Was auffiel, war die Schlichtheit der beiden Totenstätten. Keine Verzierungen, keine Abbilder der in den Särgen liegenden Personen auf der Oberfläche, keine Grabbeigaben innerhalb des viereckigen Verlieses, bis auf die Zeichnungen an der Decke, wo die verschiedenen Sonnen auf die beiden Toten niederschauten, als wollten sie diese bewachen.

Neben dem großen Sarg war Guy Laroche stehengeblieben. Er lächelte und deutete mit der freien Hand gegen den Deckel. »Dort wird er liegen, ich weiß es.«

»Warum bist du dir so sicher?«

»Es kann nicht anders sein.«

Francis Clayton runzelte die Stirn. »Du meinst also, daß wir dort den Dämon finden?«

»Wo sollte sich Sorath sonst versteckt halten?«

»Ich habe keine Ahnung.«

Laroche ballte die linke Hand zur Faust. »Francis, in diesem Sarkophag liegt der Sonnengott begraben«, flüsterte er mit staubtrockener Stimme. »Es gibt für mich keine andere Lösung. Wenn wir ihn öffnen, werden wir ihn finden.«

Trotz der Kraft, die ihm das dritte Auge gab, rann über Claytons Rücken ein Schauer. Er bewegte seine Lippen, ohne etwas zu schlucken, er räusperte sich, er stieß den Atem aus, und der ihm gegenüberstehende Laroche zeigte ein unwilliges Gesicht.

»He, was gefällt dir nicht daran?«

»Ich kann es dir nicht sagen, aber ich habe einfach das Gefühl, daß es nicht so ist, wie wir es uns gewünscht und erhofft haben. Es ist eben so.« Er hob die Schultern.

»Jetzt sind wir hier!« zischelte Laroche. »Willst du es wirklich nicht versuchen?«

»Doch!«

»Das meinte ich.«

Francis Clayton schaute zu, wie Laroche mit der freien Hand über den Deckel des Sarkophags strich und dann verwundert seine Augenbrauen in die Höhe zog. »Seltsam«, murmelte er, »hier ist wenig Staub auf dem Gestein.« Sein drittes Auge leuchtete stärker, es zuckte auch, als wollte es in den Sarkophag hineinschauen.

Die Stille hatte sich wieder über die uralte Grabkammer gesenkt. Beide Männer dachten nach und achteten nur auf ihren eigenen Atem. Noch immer fühlte sich Clayton beobachtet. In diesem Fall sogar stärker als zuvor. Er wußte, daß der Feind in der Nähe lauerte, aber verbarg der sich tatsächlich im Sarkophag?

Guy Laroche wollte es endlich wissen. »Los, Francis, faß mit an. Wir müssen den Deckel wegschieben.«

Nichts anderes hatte Clayton vorgehabt, trotz seiner bedrückenden Ahnungen. Kurz vor dem endgültigen Ziel kneifen, das kam auch für ihn nicht in Frage. Sie hakten die Lampen an ihren Gürteln so fest, daß deren Strahlen auf den Deckel fielen und ihn mit einem goldenen Schimmer versahen.

Sie kannten die Kniffe und Tricks, wie das Oberteil am besten zur Seite geschoben werden mußte.

Beide stemmten sich dagegen, schoben - und wunderten sich über die Leichtigkeit, mit dem das Oberteil über den Rand des Unterteils hinwegkratzte.

Bei ihrer Arbeit drehten sie ihn etwas nach links, damit er quer lag und nicht so leicht abrutschte.

Dann leuchteten sie in das finstere Unterteil hinein und schauten zu, wie das Licht ihrer beiden.

Lampen die Düsternis zerstörte.

Nur die, denn der Sarkophag war leer!

»Das gibt es nicht!« keuchte Laroche und mußte husten, weil der Staub seine Kehle reizte. »Das ist doch nicht möglich.« Sein Kopf ruckte herum, und er schaute Francis Clayton beinahe böse an, als trüge er die Schuld an dieser Leere.

Clayton sagte nichts. Er starrte in den leeren Sarkophag und lauschte dabei dem stürmischen Klopfen seines Herzens. Der Schweiß rann in dünnen Bahnen über sein Gesicht. Er hatte auch seine Augen erreicht und brannte sich darin fest. Er fühlte sich reingelegt, an der Nase herumgeführt. Aber wer, zum Henker, hatte das getan?

»Kein Sorath!« hauchte Laroche, »kein Dämon der Sonne.« Die nächsten Worte brachte er knirschend hervor, und sie spiegelten seine gesamte Enttäuschung wider. »Aber wir können uns doch nicht so geirrt haben, verdammt! Ist denn alles falsch gewesen?«

»Nein, das glaube ich nicht«, antwortete Clayton, der sich angesprochen gefühlt hatte. »Wir haben das Grab gefunden. Es hat ihn gegeben, aber er ist nicht mehr hier. Es gibt keine Mumie des Sonnendämons. Nichts gibt es. Aber es ist trotzdem etwas da. Ich spüre es.«

Laroche dachte anderes als sein Kollege. »Du meinst den zweiten Sarkophag?«

»Nicht unbedingt.«

»Moment mal, willst du ihn denn ungeöffnet lassen?«

»Das habe ich nicht damit gesagt. Außerdem steht nicht fest, daß er auch leer ist.«

»Eben.«

Laroche war schon auf dem Weg. Er blieb neben dem kleineren Sarg stehen und wischte mit der Hand über den Deckel. Diesmal wirbelte er den Staub auf.

Clayton schaute nicht zu ihm hin. Sein Blick war auf das offene Türloch gerichtet, aber auch dort zeichnete sich nichts ab. Keine Gestalt, die ihnen auf leisen Sohlen gefolgt wäre, um sich für den Frevel zu rächen.

»Faß noch einmal mit an, Francis!«

Der Engländer wollte seinen Freund nicht im Stich lassen. Sie standen sich bald gegenüber, die Hände auf den kleineren Sarkophag gelegt, der zwischen ihnen so etwas wie eine Brücke aus Stein bildete.

»Wir schieben ihn in deine Richtung, Guy.«

»Gut!«

Beide bückten sich, wollten sich das Kommando geben, aber es kam alles anders.

Zugleich hörten sie das leise Wimmern.

Sie wurden zu Stein.

Jeder von ihnen wußte, woher es aufgeklungen war.

Aus dem Sarkophag vor ihnen!

***

In der alten Grabkammer wurde es kalt wie in einer Kühlzelle. Etwas strich über die schweißnassen Nacken der Männer hinweg. Sie duckten sich unwillkürlich und dachten an die schwarzen Schwingen des Todes, die in der ägyptischen Mystik ebenfalls existierten. Hautnah erlebten sie das Grauen mit, und die dritten Augen auf ihren Stirnen begannen zu zucken, als würden die Ränder ausbluten.

Clayton stöhnte leise auf. Er schüttelte den Kopf. Eine Frage brauchte er nicht zu stellen, denn Laroche zeigte bereits auf den Deckel. »Dort«, flüsterte er, »dort liegt er.«

»Wer denn?«

»Sorath…« Laroche hatte jeden Buchstaben einzeln betont, doch auch diese Aussprache hatte den Zweifel bei Clayton nicht verdrängen können. »Nein, nein, das glaube ich nicht. Das kann ich mir nicht vorstellen, das muß einfach anders sein.«

»Wie anders?«

»Wir müssen ihn öffnen, dann sehen wir es!«

Francis überlegte. Zum erstenmal kam er sich vor wie ein Frevler. Bisher hatte er sich über sein Tun und Handeln keine Gedanken gemacht, weil er sich im Recht gefühlt hatte. Sie waren den Weg gegangen, sie hatten sich nicht abhalten lassen und waren sich manchmal vorgekommen wie auf einem brodelnden Vulkan dessen Öffnung nur von einer dünnen Platte abgedeckt worden war. Nun aber war die kochende Lava angeheizt worden, sie hatte bereits die Platte erreicht, um sie zu zerstören. Was danach geschehen würde, konnte keiner von ihnen sagen. Als sie sich über den Sarkophag hinweg anschauten, da entdeckten sie in ihren normalen Augen so etwas wie

Zweifel und Furcht.

Der nächste klagende Schrei ließ sie wiederum zusammenschrecken. Ihnen war klar, daß kein ausgewachsener Mensch diesen Laut ausgestoßen hatte, das mußte ein anderes Wesen getan haben.

Ein Tier?

»Du«, flüsterte Laroche. »Du kannst sagen, was du willst, aber ich habe den Eindruck, daß unter dem Deckel jemand verborgen ist, der… na ja…«

»Ein Kind?«

Laroche nickte.

Für einen Moment schloß Clayton die normalen Augen. Nur das dritte strahlte weiter. »Meine Güte, das kann nicht sein. Es müßte ebenfalls mumifiziert sein…«

»Laß uns endlich nachschauen, Francis. Ich glaube nicht, daß uns ein Kind gefährlich werden kann.«

Clayton nickte. Erst einmal, dann zweimal. »Ja«, stimmte er stöhnend zu. »Wir werden nachschauen und herausfinden, ob wir recht gehabt haben. Bist du bereit?«

»Schon lange. Was denkst du denn?«

»Dann los!«

Diesmal hatten sie Mühe, den Deckel vom Unterteil zu lösen. Nach einem großen Krafteinsatz bewegte sich der Deckel endlich.

Die kratzenden Geräusche jagten den beiden Männern Schauer über die Rücken. Sie zitterten, sie schoben und zerrten weiter, ohne dabei in den kleinen Sarkophag zu blicken. Diesmal gingen sie nicht so vorsichtig zu Werke. Der Deckel kriegte plötzlich das Übergewicht und kippte zur linken Seite hin weg.

Dann prallte er auf den Boden.

Er zerbrach nicht, was keiner der beiden so recht registrierte. Sie schauten in den Sarkophag hinein.

Beide wollten ihren Augen nicht trauen. Wieder hatten sie das Gefühl, auf der Stelle einzufrieren.

Nein, er war nicht leer.

Jemand lag darin.

Kein Erwachsener, auch keine Mumie, es war - und sie wollten es kaum glauben - ein Kind!

***

Wieder hatte es den beiden Archäologen die Sprache verschlagen. Sie betrachteten den lebenden Inhalt und stellten fest, daß dieses kleine Kind in eine helle Decke eingewickelt worden war. Sie war so gefaltet worden, daß nur der kleine Kopf hervorschaute.

Die Männer erkannten, daß sie es hier zwar mit einem Kind zu tun hatten, sie mußten diesen Begriff jedoch spezifizieren, denn vor ihnen

lag ein Baby, was die Fragen noch mehr vergrößerte.

»Wie ist das möglich?« hauchte Clayton. Er war ein Psychonaut, er war aus diesem Grunde einiges an Überraschungen gewohnt, aber für dieses kleine Wesen hatte er keine Erklärung.

Ebenso wie sein Kollege, der nur die Schultern hob, denn etwas anderes blieb ihm nicht übrig. Aber er hatte einen Arm bewegt, die Hand mit der Lampe gekippt und leuchtete direkt in das Gesicht des Babys hinein, wobei er plötzlich zurückzuckte und zur Seite schaute.

»Was ist los?«

Laroche schüttelte den Kopf. »Ich… ich… weiß es nicht genau. Ein Schmerz in meinem Auge. Er strahlte von dem Kind ab.«

»Bitte?«

»Ja, ja…«

Da Laroche keine weiteren Erklärungen hatte geben wollen, versuchte es Clayton. Aber er war vorsichtiger und ließ das Licht von unten langsam nach oben wandern, stets darauf gefaßt, den Platz wechseln zu können, um sich rasch aus einer gewissen Gefahrenzone zu bringen. Der Inhalt des Sarkophags bestand nur mehr aus einem Bündel. Durch die um die Gestalt gewickelte Decke kam es dem Betrachter körperlos vor, aber das war es sicherlich nicht.

Der Lichtkegel erreichte das Gesicht. Er blieb darauf kleben. Nichts geschah, denn das kleine Kind hielt die Augen geschlossen. Clayton schnaufte erregt. Er sah einen winzigen Mund, dessen Lippen geschlossen waren, darunter ein ebenfalls winziges Kinn, auch die Nase entdeckte er, aber sie kam ihm vor wie zwei Löcher, die jemand in die dünne Gesichtshaut gebohrt hatte.

Über die Stirn glitt der helle Schein und verfing sich in etwas Dunklem.

Es waren die Haare des Babys. Der Archäologe wunderte sich darüber, daß dieses Wesen bereits mit derartig vielen und dunklen Haaren bedeckt war.

»Siehst du es auch?« fragte Laroche.

»Nein, ich…«

Da öffnete das Kind die Augen.

Genau in der Sekunde bekam auch Clayton zu sehen, was seinen Kollegen zuvor so erschreckt hatte.

Das weiße Licht der Lampe fing sich in den Augen und verwandelte sich in einen goldfarbenen Reflex, der auch Francis erreichte und wie ein Messerstich in sein drittes Auge hineinglitt, als wollte er es ausbluten oder austropfen lassen. Zum Glück war Clayton gewarnt worden, er riß den Kopf zur Seite, so daß er nicht allzu lange in das Augenpaar hineinschauen mußte. Er blickte zur Seite, der Schmerz in seinem dritten Auge ließ nach, und erst dann hob er den Blick, um Laroche anzusehen.

Sein Kollege, der stets so forsch reagiert hatte, stand auf dem Fleck und zitterte. Er hatte die Schultern angehoben, sie aber nicht wieder sinken lassen. Sein Mund war verzogen, das Auge auf der Stirn zuckte. »Ich weiß nicht, Francis. Verdammt noch mal, ich bin hier einfach überfragt. Wer ist dieses Kind?«

»Keine Ahnung, aber es lebt.«

»Ja…«

»Das Kind eines Gottes, eines Götzen, und einer Mumie.« Clayton zählte auf, was ihm gerade einfiel, »und ich weiß nicht, was wir jetzt tun sollen.«

»Ich auch nicht«, flüsterte Laroche. Dann korrigierte er sich. »Ich hatte gedacht, es mitzunehmen und es der Öffentlichkeit zu präsentieren. Wie stehst du dazu, Francis?«

»Stehlen?« hauchte dieser.

»Ja, so ähnlich.«

»Das will ich nicht riskieren.«

»Warum nicht?«

»Nein, ich habe einfach das Wissen und mehr als ein Gefühl, daß wir hier etwas in Gang gesetzt haben, das auf uns als böses Omen und als eine grausame Rache zurückfallen kann. Es ist nicht gut, was wir hier tun.«

Laroche winkte ab. »Dann willst du von hier verschwinden?«

»Ja, und alles vergessen.«

»Ich nicht, Francis. Wir haben hier einen Auftrag gehabt. Wir sind es den anderen Psychonauten schuldig, daß wir darüber berichten. Diese Entdeckung hier kann ein weiterer Schritt sein zur Erforschung des Wissens, das in dieser Cheopspyramide verborgen liegt. Die Rätsel und Geheimnisse der damaligen Welt. Ich bin davon überzeugt, daß wir endlich Beweise für Besucher aus dem All bekommen. Dieses Kind hier kann von ihnen zurückgelassen worden sein. Alles ist möglich, Francis, und wir sollten wirklich über den eigenen Schatten springen.«

Clayton war anderer Meinung. »Und du hast nicht den Eindruck oder das Gefühl, etwas Falsches zu tun?«

»Nein!«

Francis schaute Laroche direkt ins Gesicht. »Dann… dann… bist du besessen.«

Laroche mußte lachen. Es klang kratzig. »Besessen?« Er überlegte einen Moment. »Irgendwo bin ich das schon. Das ist jeder Forscher, das weißt du. Ob Physiker, Archäologe oder Historiker, und wir machen da keine Ausnahme.«

»Ja, da stimme ich dir zu. Aber auch für die Forscher gibt es eine Grenze.«

»Nein, Francis!«

»Wir haben sie bereits überschritten.« Clayton ließ sich nicht von

seiner Meinung abbringen.
Doch Laroche schüttelte den Kopf. »Wir werden das Kind mitnehmen. Oder ich werde es nehmen. Ich bin davon überzeugt, daß wir ihm etwas Gutes tun. Oder glaubst du daran, daß er hier in diesem Sarkophag oder in der Grabstätte überleben kann?«
»Es hat überlebt, vergiß das nicht!«
»Das habe ich auch nicht.« Die Stimme des Franzosen klang hektisch. »Aber ich bin tief in meinem Innern davon überzeugt, daß ich etwas Gutes tue, wenn ich es an mich nehmen. Wir werden es nur unseren Freunden zeigen, die sich dann mit diesem menschlichen Fund beschäftigen können. Auf keinen Fall werden wir es der Öffentlichkeit preisgeben. Ist das ein Kompromiß, mit dem du leben kannst, Francis?«
Clayton sah den fordernden Blick des Kollegen auf sich gerichtet. Er wußte, daß ihm keine andere Wahl blieb, als zuzustimmen. »Zur Not kann ich damit leben.«
»Danke.« Laroche nickte. »Du bist ein Freund. Du bist wirklich ein wahrer Freund und Kollege.«
Clayton schwieg. Nichts, aber auch gar nichts hatte ihn beruhigen können. Nach wie vor war er fest davon überzeugt, das Falsche zu tun, auf der anderen Seite konnte er seinen Freund nicht im Stich lassen. Es wäre ungerecht gewesen.
Wieder dachte er an den Verfolger, den er bisher nicht mal gesehen hatte. Doch das Wissen um seine unmittelbare Nähe breitete sich immer stärker in ihm aus und sorgte auch für eine entsprechende Unruhe. Er spürte ihn schon jetzt wie eine unsichtbare Faust im Nacken, die seinen Körper nach unten drücken wollte.
Laroche bückte sich dem offenen Sarkophag entgegen. Er hatte die Arme ausgestreckt und die Hände gespreizt, um das kleine Bündel sicher aufheben zu können.
Es kam nicht mal zur Berührung.
Urplötzlich hörten beide ein Geräusch.
Tritte…
Hinter ihnen, jenseits der unheimlichen Grabkammer. Laroche war erstarrt. Plötzlich traute er sich nicht mehr, nach dem Kind zu fassen. Er bewegte sich und richtete seinen Oberkörper auf, denn er stand so, daß er gegen den Eingang schauen konnte.
Noch war nichts zu sehen, denn die Finsternis darin floß immer wieder zusammen.
Aber die Tritte verstummten nicht. Sie kamen sogar näher.
»Da ist jemand«, flüsterte er.
»Ich weiß«, gab Clayton ebenso leise zurück. »Ich weiß es schon lange. Es ist der, den ich immer gespürt habe. Er hat sich jetzt aus seiner Deckung hervorgetraut.« Es war Clayton in den letzten

Sekunden wie Schuppen von den Augen gefallen. »Der leere Sarkophag, Guy, er hat etwas zu bedeuten. Er war die Grabstätte des anderen.«

»Das glaube ich inzwischen auch.« Die Stimme des Franzosen zitterte ebenso wie der helle Lichtarm, der an Clayton vorbei in Richtung Tür strahlte.

Genau dort malte sich eine schattenhafte Gestalt ab. Ob Mensch oder mystische Erscheinung, das war nicht genau festzustellen, weil die Dunkelheit zu dicht lag.

»Mein Gott«, flüsterte Laroche nur.

Diesmal drehte sich auch Francis Clayton um…

***

Es war unheimlich, und der Engländer spürte, wie die Furcht in seinen Körper hineinkroch, als bestünde sie aus feuchten Fingern. Sie war einfach überall und ließ sich nicht stoppen. Er konnte sich nicht daran erinnern, in letzter Zeit eine derartige Angst erlebt zu haben, obwohl ihm die Gestalt nichts tat.

Sie stand einfach nur da, und sie hatte mittlerweile die Schwelle zur Grabkammer überschritten. Das Licht strahlte gegen sie, aber es ließ den Oberkörper außer acht und erwischte eigentlich nur das Gesicht der Gestalt, und davon war auch nicht viel zu sehen, denn zwei Tücher bedeckten es. Das eine war um den Kopf der Gestalt geschlungen, das andere Tuch bedeckte den Mund, das Kinn und einen Teil der Nase, so daß nur deren Ende zu sehen war und die beiden übergroßen leuchtenden Augen. Sehr dunkel und trotzdem hell, sogar leicht golden, vergleichbar mit den Augen eines Kindes.

Beide Männer konnten sich von dem Anblick des Unheimlichen nicht lösen, und sie krampften sich deshalb zusammen. Zumindest Clayton kam sich vor, als wäre er dabei, allmählich zu schrumpfen.

Es konnte auch an der Gestalt liegen, die mit der Dunkelheit verschmolzen war und deshalb dafür sorgte, daß der Körper so gut wie nicht zu sehen war.

Er kam näher, beinahe schwebend.

Die beiden Lichtkreise zitterten, sie blieben aber auf dem Gesicht liegen und holten auch die Stelle hervor, die zwischen den beiden Tüchern lag.

Dort war dann die Haut zu sehen, doch keiner von ihnen hätte sie als normal und menschlich bezeichnet. Sie sah alt aus. Staubig, trotzdem leicht glänzend und ledrig.

Ob sie dick oder dünn war, das war nicht zu sehen, es interessierte die beiden Archäologen auch nicht. Sie gingen davon aus, es mit der Mumie zu tun zu haben, die eigentlich in dem großen Sarkophag hätte liegen müssen.

Durch Claytons Kopf huschten zahlreiche Gedanken, während er das Brennen in seinem dritten Auge ignorierte. Beide Männer hatten sich gut vorbereitet und sie wußten auch, wessen Grabkammer sie widerrechtlich geöffnet hatten. Es war die des Sonnengötzen Sorath gewesen. Sie hatten herausfinden wollen, ob er nun eine Legende war oder tatsächlich existierte, wie in den alten Schriften behauptet wurde.

Er existierte, und er kam immer näher. Er war eine Erscheinung, die alles in den Schatten stellte, die auch ihr Gesicht nicht zeigen wollte, denn er traf keine Anstalten, sich von den Tüchern zu befreien.

Die Grabkammer wurde für Clayton zumindest immer kleiner. Er wußte, daß er der wandelnden Mumie im Weg stand und er fürchtete sich davor. Deshalb trat er zur Seite, drehte sich dabei nach rechts, ging noch weiter zurück und blieb erst wieder stehen, als er mit den Beinen gegen den leeren Sarkophag stieß.

Die Mumie kümmerte sich nicht um sie.

Sie ging vorbei.

Hände und Arme erschienen aus dem Dunkel. Es sah so aus, als wären sie gerade in dieser Sekunde entstanden. Die Finger schimmerten hell, die waren so wenig mumienhaft, als gehörten sie zu einem normalen Menschen und nicht zu einer wandelnden Horrorgestalt.

Auch Laroche traute sich nicht mehr, an seinem Platz stehenzubleiben. Die Furcht vor dem Unerklärlichen trieb ihn ebenfalls zur Seite und weg vom Sarg.

Die Gestalt brauchte Platz. Sie war gekommen, um sich das zu holen, was ihr gehörte.

Wie ein Vater sein Kind… War er der Vater?

Die Gestalt blieb stehen. Sie hatte jetzt die unmittelbare Nähe des Sarkophags erreicht, und das war auch so gewollt. Behutsam beugte sie sich vor, und wiederum sah es so aus, als würde sich nur ihr Kopf bewegen, abgesehen von den Armen und den Händen. Das Übrige verschwamm einfach.

Die Hände streckten sich dem Kind entgegen. Es hatte sich leicht bewegt und hielt auch nicht mehr die Augen geschlossen. Es schaute seinen »Vater« an. Laroche, der einen Blick auf das kleine Gesicht des Babys erhaschen konnte, glaubte schon, ein Lächeln auf dem winzigen Mund zu sehen.

Die Hände faßten nach der Decke. Sie glitten sanft darunter, und im nächsten Augenblick hob die Mumie das Kind aus dem Sarkophag…

***

Ein Schrei ließ uns erzittern und einen Augenblick später erstarren. Keiner von uns wußte, wo der Schrei genau aufgeklungen war,

möglicherweise in einer Welt, die uns nicht zugänglich war. Zusammen mit dem Schrei fiel das magische Hologramm, das uns in eine so anderen und fremde Welt geführt hatte, wieder zusammen.

Die Realität kehrte zurück.

Das Zimmer, die Einrichtung, die Teetassen auf dem Tisch, Shao, Suko und ich.

Aber wo steckte Kinok?

Keiner von uns sah ihn, obwohl wir unsere Blicke auf die Stelle gerichtet hatten, an der er zuletzt gestanden hatte. Da war einfach nichts zu sehen.

Sollte er sich aufgelöst und in seine Zeit zurückgezogen haben? Keiner von uns wußte es, aber wir hatten sehr genau zugeschaut, und es war Suko, der sich regte, sogar aufstand, dabei den Kopf schüttelte und anschließend den Körper nach hinten bog. Erst als er diese gymnastische Übung beendet hatte, begann er zu sprechen. »Ich gehe davon aus, daß wir alle das gleiche gesehen und erlebt haben. Szenen aus der Wüste und aus seinem alten ägyptischen Grab. Kinok hat sie uns sehen lassen. Er hat es geschafft, als Mittler zwischen den Zeiten zu erscheinen. Wie das mögliche war, möchte ich nicht beurteilen, wir werden ihn hoffentlich fragen können, aber wir haben alle die beiden Männer gesehen, die in das Grab eingedrungen sind.«

Er wandte sich mit seinen nächsten Worten direkt an Shao. »Du hast sie auch gesehen?«

»Ja, natürlich.«

»Dann muß dir etwas aufgefallen sein.«

Shao gab die Antwort nicht sofort. Sie stand noch immer unter dem Eindruck der Ereignisse. Die Brauen hatten sich zusammengezogen, sie war dabei zu überlegen, als wollte sie mehr als die nur von ihr verlangte Antwort geben.

»Nun…?«

»Ich weiß, was du meinst, Suko. Ja, ich habe ihn erkannt. Einer der Männer ist vor unseren Augen im Supermarkt gestorben. Es war der Engländer, es war Francis Clayton, nur hat er heute etwas anders und vor allen Dingen älter ausgesehen. Demnach müssen einige Jahre seit dem Vorfall in der Pyramide vergangen sein. Wir haben einen Blick in die Vergangenheit werfen können.«

Suko atmete aus. Er kam mir vor wie ein Mensch, der seine Bestätigung gefunden hatte. »Genau das habe ich hören wollen«, erklärte er beim Hinsetzen. »Es war ein Blick in den Anfang. Wir haben Kinok als Kleinkind erlebt. Wir haben Stimmen gehört, wir wissen, über was sich die beiden Männer unterhielten, und ich glaube daran, daß Kinok das Kind der Mumie ist. Der Sohn des Sonnengötzen Sorath, der, wo auch immer, die letzten Jahre überlebt hat, aufgewachsen ist und sich nun daran erinnert oder daran erinnert

worden ist, daß es für ihn noch eine Aufgabe gibt. Nämlich die Rache an den Männern, die ihn gefunden und auch befreit haben, wobei er wohl will, daß sein Geheimnis nicht gelüftet wird. Wenn ich mich geirrt habe, könnt ihr es mir sagen.«

Shao schwieg, ich ebenfalls.

Das wollte Suko nicht hinnehmen, zumindest nicht bei mir. Er richtete seinen Blick auf mich.

»John, bitte, was meinst du zu meiner Theorie? Stimmt sie, kann sie stimmen?«

»Ich sehe keinen Grund, dir zu widersprechen. Aber ich denke auch weiter. Dieser Francis Clayton ist gestorben. Es stellt sich die Frage, ob es seinen Kollegen Guy Laroche ebenfalls erwischt hat. Das müssen wir herausfinden.«

Shao stellte eine Frage, die unser Denken etwas durcheinanderbrachte. »Glaubt ihr nicht, daß wir uns ebenfalls in großer Gefahr befinden?« Ihr Gesicht war sehr ernst. »Wir sind durch die Bilder aus der Vergangenheit ebenfalls Zeugen des Vorfalls geworden und wissen nun Bescheid. Wenn Kinok und Sorath wollten, daß ihr Geheimnis gewahrt bleibt, dann müssen wir verschwinden.«

»Du auch?« fragte ich.

»Was meinst du damit?«

»Er hat doch an dir einen Narren gefressen, Shao, um es mal locker auszudrücken.«

Sie hob die Schultern. »So würde ich das nicht sehen. Keinen Narren gefressen, er hat nur eine gewisse Artverwandtschaft gespürt, und die ist ja auch vorhanden. Ich bin die letzte Person in der Ahnenreihe der Sonnengöttin Amaterasu, und dieser Kinok hat ebenfalls etwas mit der Sonne zu tun. Jeder von uns weiß, daß sich dieser Planet durch die Mythologien und Legenden der Völker zieht. Jede Frühkultur hat irgendwann einmal die Sonne angebetet. Das driftete später zwar auseinander, aber die Parallelenùnd die Verwandtschaften sind nach wie vor da. So sehe ich es.«

Wir konnten ihr nur zustimmen. Während Shao Tee einschenkte, dachten wir nach. Zumindest meine Gedanken drehten sich um diesen anderen Archäologen mit dem Namen Laroche. Wenn er noch lebte, befand er sich trotzdem in großer Gefahr. Sollte es Kinok gelingen, ihn ebenso zu töten wie Clayton, dann stellte sich automatisch die Frage: War damit alles erledigt? Oder würde er seinen Rachefeldzug weiterführen wollen, um alle Psychonauten auszulöschen, denn er mußte davon ausgehen, daß Laroche und Clayton ihr Wissen weitergetragen hatten. Zeit genug war ihnen geblieben.

Über dieses Problem sprach ich mit Shao und Suko. Dabei stellte ich fest, daß sie ebenso dachten wie ich.

Wie wir es drehten und wendeten, es blieb dabei, daß wir Guy

Laroche finden mußten, ebenso Kinok, der sich in diesem Wohnzimmer vor unseren Augen aufgelöst hatte, als wäre er selbst nur ein Hologramm gewesen.

Suko schüttelte den Kopf. »So leid es mir tut, ich komme mit den Gedankengängen noch nicht zurecht.«

»Warum nicht?« fragte ich.

»Kinok ist doch nicht dumm. Er hätte seine Rachetour allein durchführen können, ohne uns zu informieren. Warum hat er das getan? Warum hat er sich selbst in Zugzwang gebracht und neue Zeugen geholt? Macht es ihm einfach Spaß, auch uns in die kalte Graberde zu schicken? Daran glaube ich nicht. Ich will nicht sagen, daß ich es ihm nicht zutraue, doch es wäre nicht logisch.« Suko bewegte seine Hand schraubenförmig in die Höhe. »Oder habt ihr den Eindruck, daß ich meine Gedanken überdrehe?«

»Nein«, sagte Shao.

Auch ich schüttelte den Kopf und stellte noch eine Frage. »Welches Motiv kann ihn denn geleitet haben? Hast du dir darüber auch Gedanken gemacht?«

»Du wirst lachen, John, das habe ich.«

»Und? Wie sehen die aus?«

»Es kann sein, daß er unsere Hilfe braucht.«

»Kinok?«

»Wer sonst?«

»Klar, dumme Frage. Aber gegen wen?«

»Das ist mir unbekannt.«

»Vielleicht gegen seinen eigenen Vater«, vermutete Shao und lag damit nicht einmal so falsch, denn ihre Antwort hatte uns schon nachdenklich werden lassen.

»Sohn und Vater als Feinde?«

»Ja, Suko, ja.«

»Warum?«

»Das müssen wir herausfinden. Ich kann mir auch vorstellen, daß sich Sorath zu einer Rachetour entschlossen und seinen Sohn vor den eigenen Karren gespannt hat.«

Es gefiel mir nicht. Es war zu theoretisch, und der einzige, der uns klärende Antworten hätte geben können, war und blieb verschwunden, aber nicht mehr lange, denn im etwas dunkleren Teil des Wohnzimmers bewegte sich etwas.

Es war Kinok, obwohl wir von ihm nur die beiden goldenen Augen sahen, die als schimmernde Oliven in der Luft schwebten. Er kam näher, er ging gebeugt, denn er hatte sich noch immer nicht erholt, und sein Kopf pendelte von einer Seite zur anderen, und er blieb ungefähr dort stehen, wo er auch zuvor gestanden hatte.

Dann hob er den Kopf an. Ich wollte ihm schon eine Frage stellen, als

ich abermals die Kälte spürte, die mich in den Sessel zwang. Zugleich lösten sich aus der Decke, der Wand und dem Boden die Bilder, und der Junge stand da, hielt die Arme erhoben, bewegte die Hände, als wollte er die Vergangenheit zu sich heranwinken.

Seine Augen leuchteten stärker. Eine kompakte Magie schaffte es, die Gegenwart, in der wir uns befanden, wieder zurückzudrängen, und das magische Hologramm übernahm abermals die Initiative…

***

Vergangenheit

Weder Laroche noch Clayton wagten zu atmen, als die hochgewachsene Mumie das Kind aus dem Sarkophag holte. Die Hände hielten es fest und sanft zugleich. Eine Mutter konnte zu ihrem Kleinen nicht zärtlicher sein.

Um die beiden Zeugen kümmerte sich das Wesen nicht. Es hatte auch die dritten Augen auf den Stirnen der beiden übersehen. Es gab jetzt nur ein Ziel.

Mit dem Baby auf den Armen schritt Sorath, der Dämon der Sonne, auf den Ausgang der Grabkammer zu. Diesmal nahm er sich nicht so viel Zeit, und abermals wunderten sich die Archäologen, daß sie kein Geräusch hörten.

Er konnte sich lautlos, aber auch normal bewegen, und erst auf dem Gang hörten sie wieder das Echo seiner Tritte.

Erst als die Stille in das Verlies zurückgekehrt war, bewegte sich Francis Clayton. Er hob mit einer müden Bewegung seinen Arm an und stützte seine Stirn gegen die Handfläche. Er konnte es nicht fassen, und die eben erlebten Szenen liefen immer wieder als zurückkehrender Film vor seinen Augen ab.

Er und sein Kollege Laroche hatten etwas gesehen, das fast alle Menschen als unmöglich angesehen hätten, das aber trotzdem stimmte. Sie hatten eine lebende Mumie erlebt, einen Götzen, der sich sein Kind aus dem Sarkophag geholt hatte.

Clayton schrak zusammen, als er die Berührung an seinem Arm spürte. Laroche war zu ihm gekommen und hatte ihn angestoßen. »Es hat keinen Sinn, wenn wir uns jetzt und hier den Kopf zerbrechen. Das können wir später tun. Wir müssen einfach raus. Ich will nicht länger bleiben, ich… ich… könnte mir vorstellen, daß alles einstürzt.«

Claytons Hand sank nach unten. »Ja«, sagte er leise, »wir sollten gehen.« Er räusperte sich und fragte dann: »Weißt du eigentlich, daß ich dem Schicksal dankbar bin?«

»Warum?«

»Wir hätten tot sein können. Ermordet durch ihn. Aufgeschlitzte Kehlen, verblutet und…«

»Ja, warum hat er das nicht getan?« Auch Laroche wunderte sich.

»Das macht mich irgendwie nachdenklich.«

»Sind wir etwas Besonderes?« Francis deutete auf sein drittes Auge. Er hatte gespürt, daß es nicht mehr so leuchtete, wie es eigentlich hätte sein müssen. Seine Kraft war schwächer geworden, und er stellte bei Clayton das gleiche Phänomen fest.

Laroche schüttelte den Kopf. Von seiner Forschheit war nichts mehr vorhanden. »Nein, Francis, das sind wir nicht mehr. Nichts Besonderes. Dieses Kind und die Mumie haben uns bewiesen, wie gering unsere Chancen letztendlich sind.«

»Sie können es nachholen!« flüsterte Clayton und starrte dabei in den leeren Kindersarkophag.

»Was?«

»Das Töten. Unseren Tod…«

Laroche nickte. »Das ist richtig. Deshalb werden wir versuchen, uns zu schützen.«

»Wie und wo?«

»Bei unseren Freunden. Wir können diese Entdeckung nicht für uns behalten. Wir müssen sie weitergeben«, sagte Laroche. »Es ist einfach unsere Pflicht, darüber zu sprechen. Das werden wir tun, wenn wir dieses Land verlassen haben.«

»Gut, man kann noch später darüber reden. Jetzt will ich endlich raus hier, sonst ersticke ich noch.«

»Das ist verständlich.«

Beide Männer leuchteten ein letztes Mal die Kammer aus. Sie sahen nichts, was auf eine weitere Existenz eines Wesens hingedeutet hätte. Aber zwei leere Sarkophage sprachen eine deutliche Sprache. Es war Clayton, der auch die Decke ableuchtete und feststellte, daß sich dort etwas verändert hatte. Er zupfte seinen Kollegen am Arm und deutete mit der freien Hand in die Höhe.

»Was ist denn?«

»Schau dir die Sonnen an, Guy.«

Laroche wollte etwas erwidern, als er merkte, daß sich dort tatsächlich etwas getan hatte. Zwar waren sie noch vorhanden, aber nicht mehr so, wie sie die beiden Männer in Erinnerung hatten. Sie waren dabei, sich abzuschwächen und würden sicherlich irgendwann ganz verschwunden sein, wenn auch der letzte Rest an Magie aus diesem Verlies geströmt war.

»Das ist ein Omen«, sagte Laroche leise. »Das Zeichen dafür, daß es vorbei ist.«

»Wieso?«

»Sie brauchen nicht mehr zu wachen. Das Kind hat sein Grab verlassen, und zwar lebend.« Laroche schüttelte sich. Er kam noch immer nicht zurecht, aber das machte auch nichts mehr. Er versuchte jetzt, die Dinge positiv zu sehen. Er und sein Freund waren mit dem

Leben davongekommen, und er würde alles daransetzen, daß es auch so blieb.

Sie verließen endgültig die Grabkammer und machten sich wieder auf den Rückweg.

Obwohl sie die Strecke schon kannten, kam sie ihnen ungewöhnlich lang vor. Auch rechneten sie immer damit, daß aus den zahlreichen Nischen plötzlich die Mumie des Sonnengottes erschien, aber die ließ sich zum Glück nicht blicken.

Als sie schließlich die Felsenhalle erreichten, wo die Luft etwas besser war, schauten sich die beiden Archäologen an und atmeten auf.

»Jetzt bin ich fast der Meinung, daß uns nichts mehr passieren kann.«

Laroche nickte Francis zu. »Ich auch.«

Sie behielten beide recht. Unangefochten erreichten sie das Freie, blieben dort stehen, schauten sich an, atmeten tief durch und blickten dann hoch in den Nachthimmel, der einfach prächtig war. Einen derartig klaren Himmel erlebte man wirklich nur in der Wüste. Die Sterne funkelten um die Wette, als wollte der eine den anderen noch mit seinem Licht übertreffen.

»Ist er nicht prachtvoll?« flüsterte Clayton.

Laroche nickte. »Wer weiß, welche Geheimnisse sich noch in ihm verbergen?«

»Wir beide werden es nicht herausfinden können.«

»Das denke ich auch.«

Sie machten sich auf den Weg zu ihrem Lagerplatz und mieden die Stelle, wo die vier Leichen lagen. Trotzdem kam Guy noch einmal darauf zu sprechen. »Die Mumie hat ihnen die Kehlen durchgeschnitten. Deshalb gehe ich davon aus, daß sie auch bewaffnet war.«

»Stimmt.«

»Und uns hat sie verschont.« Laroche blieb stehen und schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch immer nicht begreifen. Du etwa?«

»Nein, aber ich würde mich auch nicht zu sehr freuen.«

»Wie meinst du das, Francis?«

»Es könnte eine lange Jagd werden.«

»Auf uns?«

»Auch. Nur solltest du daran denken, daß wir nicht allein sind. Es gibt andere Psychonauten, und ich weiß nicht, wie wir uns ihnen gegenüber verhalten sollen.«

Das wußten sie auch nicht, als sie das Zelt abbauten und alles in ihrem Geländewagen verstauten.

Die Toten ließen sie liegen. Sie würden den Behörden zwar Bescheid geben, aber sie konnten sich auch vorstellen, daß der Aasgeruch viele Vögel anzog. Jedenfalls mußten sie so rasch wie möglich außer Landes, und sie durften nichts von dem berichten, was sie erlebt

hatten.
»Willst du fahren?« fragte Laroche.
»Warum?«
»Du hast die besseren Nerven.«
»Okay, das erste Stück, dann lösen wir uns ab.«
»Ist mir auch recht.«
Einen Sandsturm hatte es nicht gegeben, und so würden Motor und Getriebe noch funktionieren, was bei dem manchmal hineingewehten Sand nicht immer der Fall war.
Die Archäologen starteten. In dieser unmittelbaren Umgebung gab es keine Straße. Später trafen sie dann auf eine Piste, wo es nicht so sandig und staubig war wie zuvor, so daß die sie begleitende Wolke an Dichte verlor. Die Augen der Scheinwerfer glotzten in die Nacht. Ihr blasses Licht wirkte wie ein gewebter Teppich, und es verlor sich irgendwann in der Dunkelheit, aber es reichte auch aus, um ein am Pistenrand parkendes Fahrzeug zu streifen.
»Moment mal!« sagte Laroche.
Auch sein Kollege hatte den Wagen schon gesehen. Er verringerte das Tempo, fuhr an ihn heran und hielt.
Es war der kleine Transporter mit der offenen Ladefläche. Menrene war damit weggefahren.
Beide Männer schauten sich an, bevor sie ausstiegen. Sie sagten nichts, nur ihre Blicke sprachen Bände.
Da sie neben dem anderen Wagen gestoppt hatten, war die Motorhaube nicht in ihrem vollen Umfang zu sehen gewesen. Das änderte sich, als sie von zwei Seiten an das Fahrzeug herantraten und mit ihren Taschenlampen das Licht der Scheinwerfer verstärkten.
Menrene lag tot auf der Motorhaube. Arme und Beine gespreizt. Unter dem Kinn malte sich ein dunkler Halbkreis ab. Sein Hemd war über der Brust zerrissen worden, und auf die Haut war mit dem Blut des Opfers eine Hieroglyphe gemalt worden.
Beide Männer konnten sie entziffern.
Und beide sprachen das Wort zugleich aus.
»Rache…«
Plötzlich froren sie wieder…

ENDE des ersten Teils